EDITOR
Rev. Jos. S. Heidt, O.M.I.

MANAGER
Rev. Hugo M. Loran, O.M.I.

MARIENBOTE

Zeitschrift für die katholische Familie

VIII Jahrgang December 1938 Bd. 2, Nr. 3



Subscription Price

A year in advance..............................$1.00
Single copies 10c
Club rate, 25 copies..........................$1.50
Foreign, per year $1.25

Advertising Rates
On application to Business Manager.

Checks and Money Orders
should be made payable to
DER MARIENBOTE.

Change of Address
Both old and new address should always be given at least two weeks before publication.

Manuscripts
submitted to the editor should be typewritten. Unsolicited material cannot be returned unless accompanied by postage.

TRIAL COPIES
Sent free on request to all prospective subscribers.

Renewal
Renewal of subscription remitted after the 25th of the month will be entered only in the following month.

INHALT

CONTENTS

★

ZEITSCHRIFT FUER DIE KATHOLISCHE FAMILIE

DER MARIENBOTE,
a monthly family magazine, edited and published with ecclesiastical approbation by the Oblate Fathers at

THE MARIAN PRESS
924 Victoria Ave. Regina, Sask.



Hans Franke: Der junge Johannes

* * *

ADVENTSKRANZ

DEZEMBERDUNKEL hockt in allen Räumen. Jetzt wird es still im Haus. Jedes hat seine eigenen Heimlichkeiten und sinnt, wie es andere überraschen und Freude bereiten kann. Christenherzen schlagen jetzt in Liebe höher. Die Kleinen und Kleinsten sind jetzt so fügsam und gehorsam geworden wie nie im ganzen Jahre. Sie weichen nicht von Mutters Seite. Und die Grossen träumen von seliger Kinderzeit. Da hat Mutter mit eigener Hand den Adventskranz gewunden. Sie war dabei so still und andächtig wie beim Gebet. Ich glaube, sie wand für jeden von uns ihre Adventswünsche hinein. Sie hängte ihn feierlich an roten Bändern auf, wir Kinder durften die grossen gelben Kerzen hineinstecken. Jeden Sonntag hielten wir Adventsstunde. Da sassen wir unter dem Adventskranz, über uns flackerte das Licht, erst eins, dann zwei und drei. Beim vierten wussten alle, jetzt könne es nicht mehr lange dauern, dann war "das Licht" selbst unter uns. Wir sangen Lieder voll Sehnsucht nach dem Erlöser, Mutter erzählte uns von Marias Herbergsuchen, wie wir dem göttlichen Kinde in unseren Herzen eine Krippe bereiten können. Diese trauten Stunden unter dem Adventskranz vergesse ich mein Leben lang nicht. Ihr Leuchten erstrahlt heut noch in meinem Herzen, obgleich Mutter schon lange tot ist. Mutterliebe lebt so weiter von Geschlecht zu Geschlecht und vererbt Advents- und Heilandssehnsucht. Ins Adventsdunkel strahlt der Stern.

Morgenstern der finstern Nacht,
der die Welt voll Freuden macht,
Jesulein,
komm herein,
leucht in uns'res Herzens Schrein.



WO ist

Erzählung von

„IRGENDWO an deinem Wege steht das Glück und wartet auf dich! Es wartet auf dich, geh nur nicht vorüber! Du darfst nicht nach den Wolken sehen, denn da ist es nicht, nicht in den Strassenstaub starren, denn da ist es auch nicht! Es wird dir nicht nachlaufen, wenn du es stehen lässt, und dir nicht entgegeneilen trotz all deines Zurufs! Warte nur, blick um dich, glaube —"

"Blödsinn!"

Bernhard, ein junger Lehrer, warf das Buch auf den Tisch, trat an das Fenster und blickte ärgerlich hinaus in den Flockentanz. Ueber den Platz zog just ein armer Handelsmann mit seinem Hundewagen.

Bernhard lächelte höhnisch.

"Nun, der dort ist doch sein Lebtag gewiss genug auf der Strasse gewesen und hat sich umgesehen nach rechts und links, bis ihm der Schädel grau wurde und die Augen blöde. Alles hat er auf seinem Wege gefunden: Arbeit, Hunger, Schweiss, Staub, Verachtung, Ungeziefer, nur eines nicht, das Glück. Aber warte nur, alter Kerl, irgendwo an deinem Wege steht doch noch das Glück, das habe ich hier schwarz auf weiss! Das Glück, dass es einmal mit dir alle ist, wird's sein, und das wirst du nicht verpassen."

Der junge Pessimist sank auf seinen Stuhl vor dem Schreibtisch und stützte den Kopf in die Hand. Sein "Arbeitszimmer" war gross und auffallend hübsch ausgestattet; aber seinen Namen führte es mit Unrecht. Denn Bernhard arbeitete fast nie. Wenn er zu Hause war, lag er meist auf dem Sofa und las gallige Franzosen oder tiefmelancholische Russen; die Deutschen waren ihm zu gemütvill, und wenn er ja einmal einen Band von ihnen erwischte, dann wurde er meistens bei der Lektüre wütend und warf das Buch beiseite.

"Immer dieser alte Ammenkram von Glück, Liebe und Treue! Als wenn es so was gäbe! Als wenn ein verständiger Mensch an so was glauben könnte! Die Kerle, die solches Zeug schreiben, sind entweder riesig frech oder riesig dumm!"

Wenn nun schon sein Zimmer kein Arbeitszimmer war, so hatte er doch den Raum sehr notwendig. Er brauchte ihn zur Flucht aus seiner Wohnstube.

Denn in der Wohnstube war sein Weib.

Bernhard hob den Kopf.

"Ich wünschte, dass alle, die so verrückt sind, an das Glück zu glauben, so hineinfielen wie ich. Die Zahl der Narren würde dann dezimiert werden, und das könnte unserem ungeheuer intelligenten Jahrhundert nichts schaden. Glück! Mich macht der blosse Name schon wütend. Es ist die dümmste, die riesigste Lüge, mit der die Menschen sich gegenseitig anschmieren. Es gibt kein Glück als höchstens in der Einbildung, und es ist die schlimmste Verirrung unserer Phantasie, wenn sie sich jenen nichtswürdigen Begriff zusammenmodelt, dem der Mensch opfert, opfert, alles opfert um eines delirischen Augenblicks willen, dem doch notwendig schon am nächsten Morgen die graue Leere folgen muss. Herrgott, ja —!"

Er reisst das Fenster auf. Gerade vor seinem Hause hält der alte Handelsmann. Er verpustet ein wenig. Ein altes Weiblein mit einem Milchtopfe trippelt herbei.

das GLUECK?

PAUL KELLER

"Nu, Vater Gottfried, 's geht wohl auch schon recht schlecht? Bei dem Wetter und bei Ihrem Alter immer auf der Strasse sein —."

"Schlechtgehen? Mir? Na, da kenn' Sie Gottfrieden schlecht! 's ist ja wahr, manchmal ist's beschwerlich, und schlimm ist's, dass meine Frau nicht mehr mit fort kann. Aber schlechtgehen? Nee, Ernestine, wenn ich so was sagte, das wär' ne Sünde! Sehen Sie, wenn ich jetzt heim komm', setzt's Kraut und Speck,, nachher zünd' ich mir meine Pfeife an und spiel' mit Muttern Sechsundsechzig. Na, was ist da vom Schlechtgehen zu sagen?"

"Ja, ja," sagt das Weiblein, "Sie haben immer sehr gut mitsammen gelebt, immer sehr gut!"

Und der Handelsmann nickt und fährt weiter. Bernhard vergisst, das Fenster zu schliessen. Er ist verblüfft. Der Alte, der dort durch die kalte Luft stampft und keucht, will glücklich sein, der glücklich? Es ist kaum anzunehmen, dass er renommiert hat. Was ist's dann mit ihm, Bernhard kommt in eine unbehagliche Stimmung. Die will er hinwegbeizen mit dem höhnischen Gedanken, dass das "Glück", Sauerkraut zu essen, Knaster zu rauchen und mit einem alten Weibe Sechsundsechzig zu spielen, ihn nicht reize, aber der Versuch misslingt, denn er weiss gar wohl, dass das angebliche Glück, wenn es überhaupt existiere, durchaus subjektiv sein müsse. Er lehnt seine heisse Stirn an die kühlen Fensterscheiben. Marternd geht eine Stimme durch seine Seele: "Es gibt wohl ein Glück, aber das zu wissen, das zu glauben, das ist schon ein Glück; und nur, weil du vom Glücke ganz ausgeschlossen bist, weisst du nichts von ihm!"

Bernhard braucht Luft; er reisst das Fenster wieder auf. Ueber den Platz unten schreitet ein lachender Arbeiter. Ein vierjähriges Büblein fliegt ihm jauchzend entgegen; er hebt es auf seinen Arm. Auf dem Platze steht ein junges Weib mit einem Baby. Sie warten sein. Der kalte Dezemberwind faucht um des Arbeiters Gesicht, aber der Frühlingssonnenschein ist nicht heller als seine Züge.

Bernhard sinkt aufstöhnend auf einen Stuhl und bedeckt sein Gesicht mit beiden Händen.

"Es gibt doch ein Glück; ich habe es gesehen!" —

Weisse Flocken wirbeln gegen die Fenster. In der Stube ist es traulich warm, die Uhr tickt leise, der Abend kommt. Mit heissem Antlitz schaut Bernhard vor sich hin. Er überdenkt sein Unglück.

Ein mutiger, fleissiger Jüngling ist er gewesen vor Jahren. Damals hatte er den Kopf voll Pläne und das Herz voll Hoffnungen. Er war begabt, er studierte, er strebte, und er dachte viel. Sein Beruf war ihm zu eng, mit seiner Bildung war er unzufrieden. So erwarb er sich wenig Freunde. An vielen seiner Kollegen glaubte er eine selbstgefällige Zufriedenheit zu entdecken, die ihn empörte. "Studiert doch erst," sagte er, "vertieft euch in eine Sache, und ihr werdet sehen, was alles uns fehlt." Er schlug überhaupt gern einen überlegenen Ton an. Die anderen hielten ihn für hochmütig, er selbst aber glaubte, er sei gründlicher als die übrigen, und verfocht die Ansicht, man müsse alle Dinge so nehmen, wie sie

(Fortsetzung auf Seite 4)



Hans Franke: Jesuskind

DIE KRIPPE

WEIHNNACHTSLICHT leuchtet wohl in unsern Augen und wärmt unsre Herzen. Der strahlende Christbaum hat uns in seinen Bann gezogen. Er steht in unserm Heim als Sinbild unserer Christkindfreude. — Und doch können beim Lichterbaum allein die Herzen kalt bleiben, wenn Weihnachten nicht ein Christ-Fest ist. Das Krippenkind selbst ist unsre schönste Freude. Seinetwegen feiern wir das Fest, darum muss es auch im Mittelpunkt stehen; darum steht neben dem Tannenbaum die Krippe . Auch andere können einen Baum mit Lichtern bestecken und sie anzünden, aber Christen allein stellen die Krippe auf.

Wir bauen eine Krippe, an der wir Gefallen und Freude haben. Jeder muss einmal selbst eine Krippe gebastelt haben, um zu erfahren, wieviel Liebe und Freude sie alljährlich ins Heim bringt. Da sägt und leimt der Vater, die Kinder holen Moos und Zweige heim. Die ganze Familie tut mit beim Bau "ihrer" Krippe. Die Hauskrippe kann man sich nie satt sehen; jedes Jahr wird aufgefrischt, die Aufstellung der Personen wird geändert. Liebe macht ja erfinderisch. Auch im ärmsten Haus und in der kleinsten Hütte steht eine Krippe: eine weihnachtliche Karte mit Kerzen davor, zaubert Weihnachtsfreude ins Herz. Bereifte Tannenzweige und schwingende "Weihnachts"-glocken sind keine christliche Darstellung des Christgeheimnisses. Wir Christen rauben unserm Weihnachtsfest den tiefsten Sinn, wenn wir das Christkind durch den Weihnachtsmann ersetzen. Christen singen nicht: "morgen kommt der Weihnachtsmann", sie jubeln:

Nun singet und seid froh, jauchzt all' und saget so,
Unsres Herzens Wonne liegt in der Krippe bloss,
Leuchtet als die Sonne in seiner Mutter Schoss.

Wo ist das Glück?

(Fortsetzung von Seite 3)

seien, dürfe nichts beschönigen und müsse sich vor allem vor der Selbstzufriedenheit hüten, denn diese sei der grösste Hemmschuh allen Fortschrittes.

Von seiner zukünftigen Frau entwarf er sich übertriebene Bilder, wie selbstbewusste, hochaufstrebende Junggesellen wohl tun. Schön sollte sie sein, gebildet und reich! Das alte verrückte Rezept! Es war sonderbar, dass der sonst so kritische Kopf das Törichte seiner Wünsche nicht erkannte.

Er fand ein Mädchen. Sie gefiel ihm, sie plauderte angenehm, sie trug ein teures Kleid. Es war wohl die Rechte! Nach acht Tagen war sie seine Frau.

Seine Frau!

Der Einsame stöhnt tief auf. Er ist unglücklich mit ihr geworden und sie mit ihm. Sie haben sich nie verstanden, nie! Schon in den ersten Monaten ihrer Ehe haben sie sich völlig entzweit. Es war ein so kaltes Verhältnis zwischen ihnen, ihre gelegentlichen Liebesbezeigungen waren erzwungen; von innerem Glück war keine Rede. Er hätte es vielleicht noch eine Zeitlang so ertragen; aber das schwächere Weib brach bald in sich zusammen. Und wunderbar — ihre durchbrechende Leidenschaft liess sie klar sehen.

"Schön sollte ich sein! Ich gefiel dir, aber nach ein paar Wochen wurde dir mein Gesicht überdrüssig! Gebildet sollte ich sein! Ich verstehe nicht alles, wofür du dich interessierst; ich bin ein Weib und habe zum Grübeln und Studieren keine Zeit! Reich sollte ich sein! Was ich hatte, ist dir zu wenig!"

Schneidend ging ihm die bittere Wahrheit durch die Seele. Und er, der so oft die Selbsterkenntnis gepredigt, die offene, wenn auch herbe Kritik verteidigt, ertrug sie selbst nicht. Der Zorn fasste ihn, er suchte nach dem Worte, das jetzt am meisten geeignet sei, das Weib zu verletzen, und er fand es; er entgegnete auf ihre bittere Anklage: "Du hast recht!" — — —

Seit jenem Tage glaubte er nicht mehr an das Glück. Sein Leben war auch wirklich zu trostlos dazu. Nicht, dass das fürchterliche Feindschaftsgefühl, das die beiden Ehegatten in jener unseligen Stunde gegeneinander im Herzen hegten, dauernd geblieben wäre! Menschen, die gezwungen sind, täglich miteinander zu verkehren, müssen sich ja wenigstens äusserlich vertragen. So tate auch er und seine Frau. Ein trauriges Verhältnis, häufige Zerwürfnisse, nie eine rechte Aussöhnung, im besten Falle ein gleichgültiges Nebeneinandersein. Und dieser Zustand hielt an seit nun fast vier Jahren! Eine lange Zeit, lang genug, dass ein Mann zum Pessimisten werden kann!

Bernhard stöhnte tief auf. Was ist aus ihm geworden? Er strebt nicht mehr, er hofft nicht mehr, das Studieren hat er längst eingestellt, seinen Schülern ist er ein finsterer, harter, nicht einmal fleissiger Lehrer. Die Kollegen meiden ihn. Er ist ganz einsam, immer allein mit seinem Grolle. Und er glaubt fest, seine Frau sei schuld an allem Unheile. Er denkt ja nicht mehr an Schönheit und Reichtum, aber er ist ihr gram, weil er durch sie unglücklich geworden ist, weil er meint, sie könne es ändern durch Nachgiebigkeit und Liebe.

Liebe? Jetzt schrickt er leicht zusammen. Ist Liebe ein Gnadengeschenk, oder muss man sie nicht verdienen? Verdienen? Hat er sie verdient? Vor der Hochzeit hat er seiner Braut ein paar Blumen und freundliche Worte gegönnt. Und nach der Hochzeit? Liebe verdient?

Dem Grübelnden wird so schwül, so schwül. Zum erstenmal denkt er daran, dass er nicht allein unglücklich ist, dass das Weib, das drinnen einsam in der Wohnstube sitzt, wohl noch elender ist als er. Und warum ist sie elend, warum kehrt sie nicht zurück zu ihm? Weil er sie bis ins Herz hinein verwundet hat mit seinem rohen Worte: "Du hast recht!" Zum erstenmal steigt ein tiefes Mitleid für sie in ihm auf, und ein überströmendes Gefühl ergreift ihn.

"Wenn es anders sein könnte!"

Allmählich wird er stiller. Sein Groll löst sich auf in Trauer, und leise, kaum merklich zittert etwas lange nicht mehr Gekanntes durch seine Seele, — ein zager Wunsch nach Glück. Er horcht an der Tür, nichts regt sich drinnen. Aber er weiss, sie sitzt am Fenster und näht zierliche, feine Spitzen an niedliche, kleine Wäsche. — In ein paar Wochen wird er ein Kind haben. — Das erste Kind! — Sein Kind, ihr Kind!

Warum pocht plötzlich sein Herz so heftig? Ein süsses Bild steigt vor seinen Augen auf, ein Kinderantlitz mit strahlenden, blauen Augen, ein Gesicht, so rosig, so schön wie das eines Engels — der den Frieden verkündigt.

Friede? Friede zwischen ihm und ihr?

Mit plötzlichem Entschluss tritt er in die Wohnstube. Sein Weib schaut nicht auf, aber er sieht noch, dass ein Tropfen herniederfällt auf die feine Leinwand. Leise tritt er neben sie; er fasst ihr Haupt mit einer Hand und zieht es sacht an sich. Ein Gemisch von Schreck und Wonne schauert durch ihre Glieder. Und sie wehrt ihm nicht.

Leise beginnt er zu reden:

"Martha, wir sind zwei Unglückliche, denn es ist kein Friede zwischen uns. — Aber, Martha, Weihnachten kommt! — Und, so glauben ja die frommen Menschen: zu Weihnachten brachte ein Kind Frieden, Heil und Liebe auf die Welt. Ein Kind, Martha!"

Leise weinend schmiegt sich die Frau an ihn. Er streicht ihr über den Scheitel.

Draussen geht die Sonne unter und vergoldet den Himmel. Von fernher klingt eine Glocke. Und wieder taucht das holde Kindergesicht vor Bernhards Seele auf, und tief aus Herzensgrund stellt er an die süsse Erscheinung die inbrünstige Frage:

"Bist du es, das da kommen soll, um uns Frieden und Heil zu bringen? — — Bist du es? —"

———o———

SPRICHWORT — WAHRWORT

Aus fremdem Leder ist leicht Riemen schneiden.

* * *

In böser Zeit sind Freunde weit.

* * *

Wo Frösche sind, da sind auch Störche.

* * *

Es ist kein Weh so gross als Herzeleid.

* * *

Kein so gut Lied, man wird sein müd'.

* * *

Lieben und nicht haben, ist härter als Steine graben.

* * *

Not macht Füsse.

* * *

Schuldiger Mann muss schweigen.

* * *

Fleissiger Schüler macht fleissigen Lehrer.

* * *

Einmal sehen ist besser als zehnmal hören.

DAS HEILIGE ERROETEN

Novelle von
GERTRUD LENT

DIE alte Nonna sah lächelnd ihren Lieblingsenkel an, der ein ungläubiges Gesicht machte. Sie waren beide in dem grossen, fast leeren Wohngemach des alten Palastes. Neben der Grossmutter, die, weisshaarig, runzelig und lieb, am Spinnen war, glomm rote Glut in einem eisernen Kohlenbecken. In dem hohen, marmornen, vor Alter vornehmen Kamin der Mediceer brannte langscheitiges Pinienholz, und krachten wie kleine Explosionen die Pinienäpfel. Die weissen Vorhänge schimmerten knallblau gegen den goldglühenden Himmel draussen. Das Glockenspiel vom Turm zu San Rossore machte Ding-Dang-Dong, viele Male; die Ketten des Brunnens rasselten, wenn die Kupfereimer auf- und abfuhren, und die schöpfenden Mägde der Meierei, alle im höchsten Feiertagsstaat, schwatzten trotz des frostigen Tages.

"Da geht sie!" rief der junge Mann aufgeregt und verbarg sich, vom Fenster zurücktretend, hinter der Gardine.

Ja, sie spazierte vorbei, von der sie eben gesprochen hatten. Ganz städtisch gekleidet, in einem weiten, blauseidenen Rock, ein Samtjakett als straffen Ueberzug auf dem wundervollen Oberkörper. Der grosse, braune Muff verbarg des Fräuleins Hände, die Tolomeos Entzücken waren, die er aber noch nie geküsst hatte. Blond wie aus Tizians Heimatstal: die Tochter des Cavaliere, Biondina, Dina, Dinetta, mit einem Schleierhütchen. Wie stach sie ab zwischen all den schwarzen und braunen Mädchen von San Rossore.

"Sie geht in den Pineto! Sie bringt den Kamelen Brot mit! Siehst du den Beutel, Nonna?"

Der junge Mann sah voller Aufregung dem Mädchen nach.

"Und wenn ich vor sie träte, Grossmutter, fiele auf die Knie und gestände meine Liebe: Nein! Sie würde nicht erröten! Nicht! Ich habe sie noch nie und keiner hat sie erröten sehen! Sie fragen, geradezu fragen? Fräulein Biondina, haben Sie mich ein wenig lieb? Und dann einen Korb bekommen? Nein, das geht nicht! Denn wir sind hier nur die Verwalter der Cascine von San Rossore, und sie ist immerhin die Tochter des Cavaliere!" —

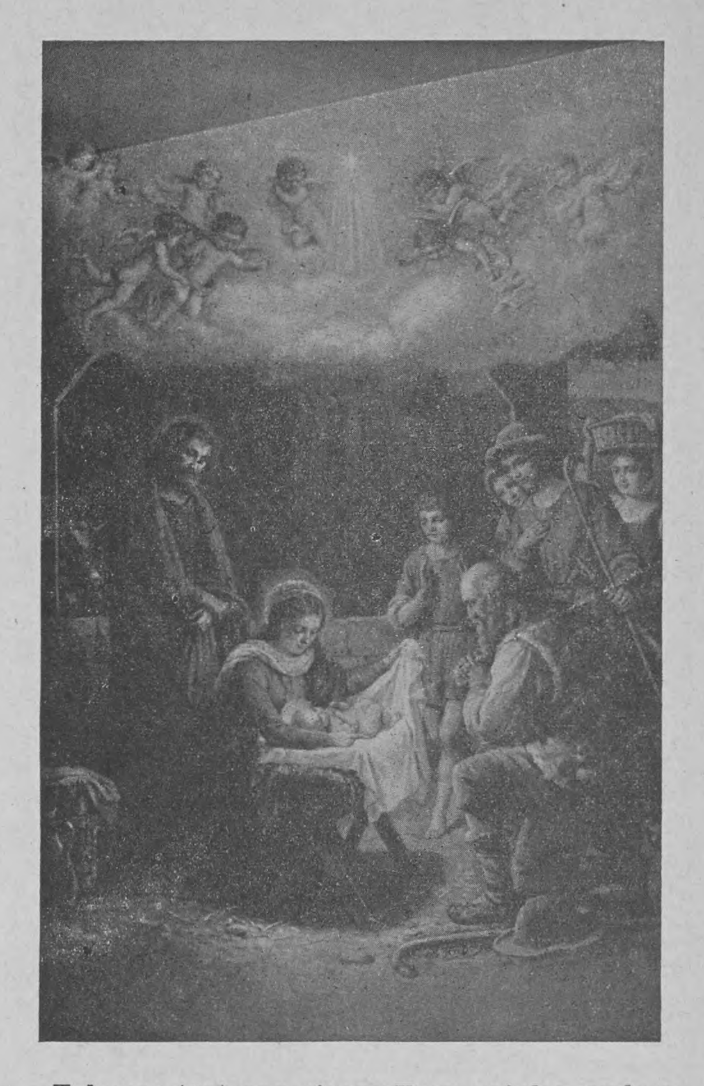
Die alte Frau, immer noch lächelnd, machte eine pfiffige Gebärde mit Kopf und Schultern, zierlich weiterspinnend dabei: "Anders wirst du es wohl nicht erfahren, ob sie dich lieben könnte, als wenn sie einmal errötete!"

"Nonna, sie errötet in der Abendsonne, im Schatten niemals!"

"Tolomeo, mein Herzchen, dann wäre alles umsonst. Versuch es nur einmal. Du musst es nur fein anfangen, weisst du nicht, dass die heilige Madonna selbst einmal errötete, als ein stummer Blick sie traf, der doch mehr fragte als ein sprechender Mund?"

"Ach, deine Legenden, Grossmutter!"

"Das war, als die Hirten das Kind in der Krippe erblickten, da dachte einer von ihnen mit all seinem Herzblut daran, wie doch Mona Maria ein so feines Kindlein bekommen habe, dass die Engel selbst seine Geburt verkündeten und die Mohren aus Mohrenland gezogen kämen, verbiss die neugierige Frage auf den Lippen und blickte Maria nur an. Da errötete die heilige Jungfrau."



Tolomeo trat von einem Fuss auf den andern. Lachte und fuhr der Alten in ihr Gespinst.

"Halt, Junge! Mein Faden!" rief sie. "Und so heftig wie der junge Hirte musst auch du denken: Dinetta, Dinetta, liebst du mich! Wollen wir Mann und Frau werden? Willst du ein süsses Kindlein wiegen im alten Palazzo von San Rossore? Einen Bambino, der dir und mir gehört?"

"Unsinn, Nonna!"

Neckisch sah sie den Enkelsohn an. "Versuch's, Tolomeo, und ich wette, wenn sie in ihrem kleinen roten Herzen auch bloss denkt: Er ist ein hübscher Bursch, ein braver Bursch, ich könnte ihn wohl einmal küssen, so wird sie wahrhaftig erröten!"

Der junge Mann ging zur Türe, warf der Grossmutter eine Kusshand zurück und verliess sie.

Ich wette, dachte sie, jetzt spaziert er in den Pinienhain, steht mit ihr bei den Kamelen herum, spricht von dem Kometen und kommt keinen Schritt weiter bei ihr! Dann in der Mette, wenn der alte Muzio sein Krippenspiel stellt, wird er wie ein andächtiger Stock nur immer auf die Nina, den wächsernen Bambino in ihrem Schoss, die heiligen drei Könige starren, und das Fräulein, das er liebt, wird von seinen Blicken nur solche sehen, die der schönen Nina gelten, wenn sie als Gottesmutter thront, und Gott weiss was von ihm denken!

Das heilige Erröten

Der alte Muzio verliess seufzend seine Hütte. Der lange härene Mantel umwallte ihr traurig, so traurig wie der Kummer, der die ganze Gestalt des Puppenspielers umhüllte Aller Witz war mit dem Funkeln seiner schwarzen Augen erloschen. Sie blickten gross und fragend. Was sollte nun werden? Ehe er die Türe schloss, wandte er die Blicke noch einmal zurück zum Leidenslager seiner Enkelin, sie, die schon seit Jahren die Gottesmutter in San Rossore vorstellte; erst im Freien, wenn er das Krippenspiel vor Hirten und Bauern in Menge aufführte, dann in der Kirche. Sie lag krank, und er hatte keinen Ersatz. Was immer noch schlimmer war er hatte schon wochenlang nicht umherziehen und verdienen können. Und noch schlimmer: auch Nina hatte nicht arbeiten können. Sollte aber gut gepflegt werden, — ja, daran hing ihr Leben! Sollte den Arzt haben, womöglich den Professore aus Pisa. Und der alte Muzio hatte zum erstenmal in seinem langen Leben kein Geld, keine Hoffnung, keinen Witz. Eines von den drei Dingen hatte er immer noch gehabt. Statt ihrer füllte die Sorge um Nina und um Brot sein zähes Herz mit solcher Bleischwere, dass er meinte, es müsse zerreissen. Er fühlte ordentlich, wie schwer es in ihm hing, ganz tief.

"Sei nur ruhig, Ninetta," sagte er zur Kranken zurück, "ich bringe Geld nach Hause. Du sollst den Professore haben und gut und viel zu essen und zu trinken auf Dreikönig!"

Die arme Nina — Poveretta! — versuchte zu lächeln.

Der alte Muzio zog ab. Das Wägelchen, auf dem er sein Puppentheater beförderte, samt den paar Verkleidungen für die Krippenspieler, oh, wären die Kronen der Magier nur nicht von Blech gewesen, das Wägelchen musste er stark zurückhalten, dass es nicht hinabrollte, denn Muzio ging von den Pisaner Hügeln eine steile Strasse ins Tal hinab. Smaragden wölbte sich in der sonst winterlich grauen Landschaft der Pinienhain von San Rossore, wo die Kamele gezüchtet werden. In der Ferne glänzten von der Wintersonne Dom und Kampanile von Pisa über den verschwommenen Fleck der altersfarbenen Dächer. Die Oelwälder sahen staubig aus. Die Luft war trocken. Staub flog auf der Strasse. Staub lag auf dürren Gräsern. Nachts wird es frieren. Aber doch kam vom Meere her ein Geruch von salziger Feuchtigkeit. Alles das war traurig. Und blickte Muzio zu den Kometen auf, der selbst im Tageslicht glänzte, während sein Schweif aussah wie ein Rauhreif, wie eine eisige Fahne im mattblauen Himmel, so erweckte dieser Anblick nichts Tröstliches in ihm. Nein, der Stern ärgerte ihn. Wie gut hätte dieser Weltenbummler gerade in diesem Jahre bei Muzios Krippenspiel mitwirken können. Wie viele Soldi und Bajocchi mehr hätte es in Muzios alten spitzen Hut geregnet, wenn er diesen schwänzigen, eisigen, funkelnden, frechen Kerl da oben hätte als Mitspieler vorgestellt. Ecco, meine Herrschaften, — der Komet! Der Stern der Weisen! Eigens hergestellt für des alten Muzios Krippenspiel. Keine Nachahmung! Echter Komet!—Das wäre beinahe so gut gewesen wie echte Kronen für seine Magier!

Muzio weinte fast. Nun wird er gerade in diesem Jahre nicht spielen können. Seine Nina, seine liebe kleine Nina!

Woher eine andere Madonna nehmen? Er wüsste schon eine in San Rossore. In der Villa. Eine Feine, Vornehme. Aber die Tochter des Cavaliere? Niemals!

So bleibt nichts übrig: er wird sein Puppenspiel verkaufen an den alten Sonderling, der die Krippen und Marionetten sammelt. Hat der nicht öfters schon geliebäugelt mit Muzios Püppchen? Mit Zerbinetta, Truffaldino, Scaramuccio, Arlechino. Mit seinem Mohren, dem Teufel und seiner Grossmutter?

Aber schlecht, schlecht wird er bezahlen, wenn Muzio am Dreikönigsabend aus lauter Not seine Marionetten verkaufen muss!

Bevor er zur Meierei kam, traf er schon auf die wichtigsten drei seiner Mitspieler. Die Magier bummelten ihm entgegen. Wie geht es Nina? riefen sie. "Wir hörten, sie sei krank!"

"Ahime! Ahi, ahi, Madonna, Jaijaijai —!" jammerte der Alte. "Die ist sehr krank. Kein Krippenspiel! Nichts! Gar nichts! Der arme alte Muzio verliert alles. Er geht eben zum Don Antonio, ihm seine Marionetten zu verkaufen!"

Staunen, Bedauern, Klagen, Mitleid, alles schütteten die Burschen in einem Wortschwall auf den Freund. Aber sie gaben den Fall nicht verloren.

"Weine nicht, Alter! Es geht genug Wasser im Arno! Er ist ganz gelb. Und das Meer ist voll. Bei Gombo läuft es schon bis auf den Strand. Spare deine Tränen!"

Muzio schüttelte nur den Kopf. Woher so schnell ein Mädchen nehmen, das sich wie eine Statue zwischen Joseph, Hirten und Engel setzt, den wächsernen Bambino im Schoss hält und lächelt? Lächeln muss sie natürlich. Holdselig muss sie dreinschauen. Und stillhalten. Das kann nur seine Nina. Eine andere? Impossibile!

Jetzt kamen sie zu den ersten Bäumen des Pineto. Die kleinen schwarzen Schweine wusselten in den Hürden umher. Die Kamele spazierten, trockenes Gras und Heide abzupfend. Manche lagerten. Die Stämme leuchteten wie flüssiges Kupfer. Ein Wind schlug die langen Nadeln der Pinien aneinander, dass sie klirrten und raschelten. Unter den Eichen rauschte das Laub. Und die Schweine durchrüsselten es nach Eicheln. Wie sie grunzten! Die Kamele machten stolze und hochmütige Gesichter: Sie froren nicht. Sie sassen voll kostbarer Wolle und trugen die Nasen hoch. Auf der wohlbekannten Lichtung, von wo man zum Arno und nach der anderen Seite Pisa im vollen Abendglanze sah, waren die Hirten, die mithalfen, und jene, die zuschauen wollten. Da stand auch sie, an die Muzio gedacht hatte. Ein wenig abseits. Ach, diese feine, liebe Dame! Wie freundlich war sie stets zu Nina! Aber helfen? Helfen konnte sie ihm auch nicht. Ihr Vater, der Cavaliere, war arm. Des Fräuleins schöne Kleider kamen als Geschenke vom Onkel Domherrn in Pisa. Wie grossartig würde sich dieser blaue weite Rock machen, wenn sie —! Da musste er nur wieder traurig den Kopf schütteln.

Nun standen sie alle auf einem Haufen. Redeten, schwuren, lamentierten, gestikulierten.

Und Biondina sah zu. Reichte einem Kamelfüllen, das zu ihr drängte, das letzte Stück Brot und lauschte auf Muzios Leidensgeschichte.

Als Tolomeo in seinem besten Rock, den fri-

———o———

An unsere Leser

richten wir die freundliche Bitte, nicht nur selber uns treu zu bleiben, sondern in den Kreisen der Freunde und Bekannten unserer illustrierten Familienzeitschrift neue Anhänger zu werben.

Nochmals bemerken wir, dass der "Marienbote" als einwandfreie Lektüre besonders für die Jugend geeignet ist. Sie ist ein Familienblatt, das überall, wohin es kam, Anklang gefunden hat. Die Redaktion.

schen Vatermörder und das flatternde, bunte Halstuch umgetan, in engen Hosen mit Stegen, elegant wie ein Stutzer, durch den Pinienhain ging, sah er zwischen den roten Stämmen in der Gegend der Eichen von Ferne schon ganz Rossore und die umliegenden Dörfer versammelt. Alles, was Beine hatte, war herbeigeeilt, das Spiel von den heiligen drei Königen zu sehen. Von einem der Knechte hatte der junge Verwalter schon Weihnachten gehört, dass die hübsche und fromme Nina krank, der alte Muzio in Not sei und dies Jahr wohl nicht spielen würde. Nun schien doch alles bereit. Ueber die Köpfe der bunten Versammlung hinweg, über all den leuchtenden oder weissen Kopftüchern, auf denen die Goldflecken der Abendsonne lagen, gewahrte Tolomeo die vergoldeten Wanderstecken der Könige mit Kreuz und Stern. Einer sass, wie in San Rossore üblich, auf einem der Kamele, das war der Mohr mit dem roten Turban. Der andere bewegte sich auf einem Esel hin und her; von dem dritten, der zu Fuss war, sah Tolomeo nur den Reiher seines Tarbuschs. Den machte für gewöhnlich ein kleiner, munterer Schweinehirt und räucherte aus einem alten Gefäss dazu, das wie Silber aussah.

Ob die Nina wieder gesund war? Nun der junge Verliebte seine Angebetete im Pinienwäldchen nicht gefunden hatte, schlendert er den morgenländischen Königen zu.

Da war ihm, als sähe er dasselbe Kornblumenblau, das heute so leuchtend von Biondinas Hüften geflossen, für einen Augenblick zwischen den Farben des winterlichen Waldes, der Landleute, der Abendsonne aufblühen, und sein Gemüt ward voll Sehnsucht, Scheu, Unruhe und Hoffnungslosigkeit.

Schon hörte er des alten Muzios Stimme und den eingelernten bekannten Sang seiner Darsteller. Aber nur blieb die Begleitung zu den Worten der Nonna, die ihm nichtt aus dem Sinne wollten. Was hatte die Nonna doch gesagt? . . .

Dies schöne Mädchen sollte, wenn sie ihn liebte, ja wenn sie es nur ahnte oder erwöge in ihrem Herzen, ihn zu lieben — erröten. Wenn er, Tolomeo, sie nur fragend anblicke? Oh, Nonna! Nonna!

San Rossore, das heilige Erröten! klang es im Sinne des heiligen Anbeters und er war ganz benommen von seiner Träumerei, wie er zu der Lichtung kam.

Keinerlei Neugierde, ob Nina dort sitzen würde als Madonna, regte sich mehr in ihm. Er sah alles andere zuerst. Lagernde Kamele, die Hirten mit den bänderumwundenen Wadenfellen, mit Mänteln, Kürbisflaschen, Stäben. Die Magier in ihren prächtigen Kleidern. Das Rot der Abendsonne auf des alten Muzio gelblichem Antlitz. Er hörte seine Stimme. Der Alte sprach von dem Kometen und wies mit natürlichem Pathos zum Himmel, wo der grosse Haarstern stand, als zeige er den stummen, staunenden Zuschauern das Glanzstück seines Krippenspiels.

Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen hin — —

Die Zuschauer aber standen ergriffen und blickten zu dem Stern empor.

Die Sonne tauchte bald ins Meer. Der Kopf des grossen, fremden Wandersterns funkelte schon, sein Schweif, der Sonne abgewandt, strich noch eisig kalt über den Himmel. Den Menschen allen war er in diesem Augenblick in Wahrheit, das Gestirn, dem die Magier gefolgt waren. Nun stand er still über der Herberge, wo das göttliche Kind geboren ward.

Tolomeos Blicke fielen von dem Stern zurück und zum erstenmal, den anderen und seinen Gedanken folgend, auf die thronende Gottesmutter nieder. Da sah er zuerst den blauen, weiten Rock über den Rasenhügel fliessen. Dann den blauen Umhang aus Muzios Requisitenkasten,—darnach erst, wen dieses Kornblumenblau, dieses königliche, himmlische Jungfrauenkleid umfloss.

Die Tochter des Cavaliere war es, die mit sanft fallenden Schultern, fein gebogenem Halse und erhaben ruhigen Hauptes über der Menge thronte. Der goldene Heiligenschein umgab die Goldflut ihres Haares, die aus einem feinen Schleier strömte. Im Schosse hielt sie Muzios wächsernen, aber lieblichen Jesusknaben. An sie drängten sich das Kamelfüllen, ein Lamm, ein Esel und vor ihr knieten Hirten und die heiligen drei Könige. Befangener und ehrfürchtiger als sonst.

Noch streifte ein feiner Strahl der Abendröte ihr Antlitz, so wie der Marmor Pisas drüben noch rosig, überirdisch schimmerte.

Da fühlte Tolomeo aus seinem eigenen Herzen eine Glut in seinen Hals, in seine Wangen, über seine Stirn steigen und erbrannte vor Liebe und Wunsch nach dem Mädchen, das noch niemand hatte erröten sehen.

Die Sonne schwand in einem flammenden Augenblick. Der Rosenschein erlosch. Tolomeos Augen blickten in die der lieblich thronenden Madonna. Sie erkannte ihn —

Und errötete.

O wie heiss fühlte sie die Glut in Wangen und Stirne steigen! Madonna! betete sie verschwiegen im Herzen, während sie reglos weiter sich thronend hielt als Stellvertreterin der Gottesmutter.

Madonna! glaube mir, ich erröte für ihn, den ich liebe, da er so keck ist, in mir nicht dein unwürdiges Bild zu sehen, nicht das einfache Mädchen, das dem armen Muzio beisteht, sondern die Biondina! Verzeihe ihm, Madonna! Er meint es gewiss nicht böse! Verzeihe ihm!

Die unschuldige Bitte verebbte den Purpurhauch auf Biondinas Wangen und liess ihr erleichtertes Herz ruhig atmen, wie zuvor.



DER WALDBAER

EINE GESCHICHTE VON REIMMICHL

MIT dem richtigen Namen hiess er Blasius Peer, aber die Leute nannten ihn insgemein den Waldbär. Hatte er doch einen grauen, zotteligen Bart und graue, zottelige Haare wie ein Bär, trug auch immer dieselben Kleider, nämlich lodene Hosen, lodene Weste und lodenen Rock, die einmal schwarz gewesen waren, aber mit der Zeit eine braune, fast rötliche Farbe angenommen hatten, und er wohnte ganz allein droben im Steigerwald. Eine rumplige, altersschwache Hütte, daneben ein Fleckchen Grund, just gross genug, um zwei Ziegen oder eine halbe Kuh — das heisst, jedes zweite Jahr eine ganze — durch den Winter zu bringen, rund herum eine Mauer von dichtgedrängten, hochstämmigen Fichten, darüber ein Stück blauer oder grauer Himmel, je nach dem Wetter, das war die ganze Welt des alten Junggesellen Blasius. Seines Zeichens war der Blasi ein Tischler, aber diese Kunst machte ihn nicht fett; denn erstens hatte er kein anderes Material als das weiche Fichtenholz, zweitens verfertigte er bloss eine einzige Gattung von Kästen und Schränken, die alle über denselben Leisten geschlagen waren, und drittens verstand er nicht zu rechnen — vierzig Kreuzer hielt er schon für einen ungeheuren Taglohn. So kam es, dass er die kleine Hypothek, die auf seinem Gütl lag, in dreissig Jahren noch immer nicht bei Seite geschafft hatte. Für sich brauchte der Blasi wenig oder nichts. Fleisch sah er höchstens zweimal im Jahr ein winziges Bröcklein, Wein trank er jahraus, jahrein keinen Tropfen, und Branntwein etwa viermal jährlich ein "Stamperle", als Beigabe zu seinem steinharten Frühstücksbrot, wenn er nämlich im Winter drunten in Niklasen beichten ging und es sehr kalt war. — Und trotzdem war der Blasi ein Verschwender. Das kam folgendermassen.

Er hatte eine riesengrosse Weihnachtskrippe, die längst schon die grösste war drei Stunden im Umkreis und von Jahr zu Jahr noch grösser wurde. An seiner Krippe hing der Blasi mit Leib und Seele, mit Herz und Gemüt, sie war seine Freude, seine Leidenschaft. Jeden Kreuzer, den er irgendwo entbehren konnte, steckte er in die Krippe. Etwas Neues musste jedes Jahr in das Werkl hineinkommen — ein paar neue Figuren oder Zierstücke wenigstens — ehevor gab er nicht nach, wenn er darob auch Hunger leiden musste. So brachte er es im Laufe der Jahre zu einer wahren Uebervölkerung in seiner Krippe. Er hatte vierhundert Schafe, — leider alles hölzerne — hundertfünfzig Hirten in allen möglichen Stellungen, über fünfzig Engel, zweihundert Nummern Stadtpersonal, vom Hohenpriester und Bürgermeister angefangen, bis herab zum Kaminkehrer und Bettelrichter, alle Gattungen Handwerker und Geschäftsleute, hundertachtzig Mann Begleitschaft der Heiligen drei Könige, von den Pferden und Kamelen, von den Hütten, Häuschen und Zelten ausserhalb der Städte Bethlehem und Jerusalem gar nicht zu reden. Die grösste Ausgabe zeit seines Lebens hatte der Blasi vor sieben Jahren gemacht, wo er vom Haller Markt mit einer Drehorgel nach Hause kam, die zwölf verschiedene Stücke spielen konnte.

Um Allerheiligen legte der Blasi regelmässig das Tischlerhandwerk zur Seite und nahm kei-



nen Auftrag mehr an; denn er hatte höchste Zeit, zu seiner Krippe zu schauen, wenn er bis Weihnachten mit ihrer Herstellung fertig werden wollte. Zuerst baute er den Riesenberg auf. Da kamen all die schön verzwieselten Wurzelstöcke, das feinst gekräuselte Moos, die bunten Steinchen und die klaren, durchsichtigen Kristallsteine, die er während des Jahres droben in den Bergen gefunden hatte, darauf. Dann wurden ganze Wälder von zierlichen Bäumchen gesetzt, Wege und Strassen angelegt und diese mit schimmerndem Silbersand bestreut. Auch die blinkenden Gletscher an den Hochbergen, die rieselnden Bächlein und die durchscheinenden Seen durften nicht fehlen. Das gab Arbeit für mindestens drei Wochen. Hernach kamen die Städte und Häuser und die Hunderte von Figuren an die Reihe, wo es soviel zu reparieren, zu malen und zu leimen gab, dass leicht vier Wochen Zeit darauf gingen. Die letzte Woche aber musste der Blasi fast Tag und Nacht arbeiten, bis das letzte Männlein und das letzte Schäflein noch zur rechten Zeit an ihrem Platz standen. Grosse Mühen verursachte auch die Umrahmung des Kunstwerkes. Nicht zufrieden damit, dass aussen um sein Häuschen herum der Wald bürstendick stand, trug der Blasi noch ganze Kraxen voll Bäumchen und Fichtenreiser in die Stube, wand Taxenkränze, stellte Dutzende von Bäumchen neben und hinter der Krippe, so dass die ganze Stube zu einem Wald wurde und er selbst kaum mehr Platz hatte, sich umzudrehen oder die Türe seiner daneben liegenden Schlafkammer zu öffnen. Um den Wald in der Stube recht glänzend zu machen, hing er Flimmerfäden und Glaströpflein an alle Zweige.

Und dann kam der Heilige Abend. Sobald es dunkel wurde, räucherte der Blasi mit den geweihten Kräutern vom Hohen Frauentag durch sein Häuschen und besprengte mit Weihwasser alle Räumlichkeiten. Dann betete er in grosser Andacht drei Rosenkränze. Hernach begann die Krippenfeier. Er zündete vorn an der Brüstung

zwölf dicke Wachskerzen an, die mit einem Blechschirm gedeckt waren, so dass sie ihren ganzen Schein in die Krippe warfen. Hui, da flimmerten die Kristallsteine und der Silbersand und die Glaströpfchen — an den Tempeln und Häusern blitzten die Fensterchen auf, und der ganze Berg war ein einziges Strahlen und Funkeln und Glänzen. So oft ein Kerzenlicht flackerte, huschten Schatten über die Landschaft hin, und es hatte den Anschein, als ob die Figuren lebendig würden, einander zuwinkten und sich regsam durcheinander mengten. Der grösste Strahlenglanz war dort, wo der Verkündigungsengel herschwebte. Man hätte meinen mögen, es stehe richtig der Himmel offen, und der Engel komme just aus dem himmlischen Lichtmeer heraus . . . Länger als eine halbe Stunde sass der Blasi mit gefalteten Händen, mäuschenstill, Augen und Mund offen, vor der strahlenden Krippe, und schaute voll Entzücken unentwegt in die Herrlichkeit hinein. Dann nahm er seine Drehorgel und kurbelte ein Musikstück nach dem anderen herunter. Singen konnte er nicht, irgend ein Instrument spielen noch weniger, aber eine Christkindlmusik wollte er unbedingt haben, und da leistete ihm die Drehorgel treffliche Dienste. Waren es auch lauter Polkas und Walzer, die sie wiedergab, stimmten auch manche Töne schlecht oder kreischten grässlich, dem Waldbär klang es doch wie eine süsse Engelsmusik, und wenn er alle zwölf Stücke herunter gehaspelt hatte, begann er von vorn, und spielte wieder und lachte und weinte. Und immer tiefer lebte er sich in die Krippenfreude hinein, so dass er schliesslich alles um sich her vergass und meinte, er wäre selber ein Krippenhirt geworden, soeben habe er die frohe Botschaft des Engels vernommen, und jetzt müsse er hin zum Christkind, um es anzubeten, und ihm mit seiner Drehorgelmusik eine richtige Freude machen. Das entzückte Schauen und die Drehorgelmusik setzten nicht aus, bis es höchste Zeit wurde, ins Dorf zur Christmette zu gehen . . .

So feierte der Waldbär Weihnachten.

Alljährlich kamen viele Leute hinauf in das Waldhäuschen, die grosse, schöne Krippe zu bewundern. Unter anderen kam auch der Professor Hermann aus Innsbruck, der nicht nur zur Sommerszeit, sindern auch im Winter gern in den Tälern herumstrich, um Volkssprüche und Volkslieder zu sammeln oder auch die Leute nach Volksbräuchen auszufragen und dann Bücher darüber zu schreiben. Dem Herrn Professor, der an allem Volkstümlichen und Urwüchsigen seine Freude hatte, gefiel die Krippe des Waldbären ausserordentlich, und er wollte sie durchaus kaufen, bot auch sofort sechshundert Gulden dafür. Da ging fast ein unmutiges Zucken über das Gesicht des alten Blasi, er reckte seine verschrumpfte Figur in die Höhe, dass die Beiner krachten, und sagte, nein, die Krippe wär nicht feil, um keinen Reichtum der Welt nicht! Eher verkaufe er noch sein Häuschen, aber auch d a s nicht; denn er glaube, dass es ausser dem Himmel kein schöneres Plätzchen gebe als da in seiner Waldhütte, und er würde sie um das Kaiserschloss in Innsbruck nicht eintauschen. Die Krippe schätzte er aber noch zehnmal höher ein als das Häuschen samt "Fundus konstruktus".

Eine so lange Rede hatte der alte Blasi seit Menschengedenken nicht getan. Er redete selten mehr als drei Worte, hörte aber gern zu, wenn andere redeten. Nur etwas konnte er nie und nimmer anhören, wenn nämlich von Jammer, Elend und Not seiner Mitmenschen erzählt wurde; da ging ihm sein butterweiches Herz gleich bei den Augen über, und dann ging es ihm mit dem letzten Kreuzerlein, das er etwa noch im Sack hatte, davon, weil er glaubte, es dürfe kein Jammer ungestillt und keine Not ungelindert bleiben. Der Waldbär war eben ein Verschwender.

Dem Professor Hermann gefiel der originelle Waldkauz fast noch besser als dessen originelle Krippe. Er sagte lachend, es müsse auch solche Käuze geben, und wenn es viele solcher Käuze gäbe, wäre die Welt hundertmal schöner.

Von dem Handel ging keine Rede mehr. Aber im nächsten Jahr hatte der alte Blasi neue, grossartige Pläne. Er wollte die Zwischenwand, die seine Schlafkammer von der Stube abschloss, herausnehmen, um die Krippe, für die in der Stube nicht mehr genug Platz war, in die Kammer hinein zu erweitern. Allein da machte ihm sein butterweiches Herz einen dicken Strich durch die Rechnung, und das kam so.

Ein Viertelstündchen von seiner Hütte entfernt, am Ausgang des Waldes, lebte und hauste auf einem tiefverschuldeten Gütlein die Witwe Ladscheider mit fünf unmündigen Kindern. Der armen Haut wurde nun plötzlich durch einen unbarmherzigen Gläubiger ein Kapital von sechshundert Gulden gekündigt, und sie stand unrettbar vor dem Konkurs. Als der Waldblasi eines Sonntags im Oktober an dem Ladscheider-Haus vorbeikam, sass die Ladscheiderin weinend vor der Tür und klagte ihm in herzbrechendem Jammer, dass sie sich nicht mehr zu helfen wisse. Es bleibe ihr nichts übrig, als ihre Kinder in der Gemeinde zu verzetteln und für sich selber einen Dienstplatz zu suchen. Alles wollte sie gern ertragen, wenn sie sich nur nicht von den Kindern trennen müsste. Dem Blasi quoll schon das Herzwasser zu beiden Augen heraus; aber er konnte nicht trösten, weil ihm die Sprache viel zu kurz gewachsen war, und helfen konnte er noch weniger. Er liess den Kopf fast tiefer hängen als die Ladscheiderin und schritt traurig durch den Wald seiner Hütte zu. Während er langsam dahintrabte, wurde sein Herz immer unruhiger und fing dann an zu bohren.

WEIHNACHTSGEDANKEN

DIE GEBURT CHRISTI ist das wichtigste Ereignis der Weltgeschichte. Man mag die Pyramiden Aegyptens, die Ruinen der Akropolis in Athen und die des Kolosseums in Rom bewundern; man mag die Alhambra in Granada, den Kreml in Moskau, die Westminsterabtei in London, das Kapitol in Washington und den Louvre in Paris besuchen und anstaunen: die Geburtsgrotte von Bethlehem bedeutet und besagt uns mehr als jene berühmten Stätten der Welt. Unsere ganze Zeitrechnung geht von der Geburt Christi aus.

Die Jahrtausende vor ihm waren eine Vorbereitung auf ihn; die Jahrtausende nach ihm sind ein wundersamer Nachhall seiner einzigartigen Erscheinung. Auch das zwanzigste Jahrhundert steht unter der Herrschaft des Wunderkindes von Bethlehem, wollend oder nicht wollend. Ueberall wird das Weihnachtsfest gefeiert. Ueberall kann man den strahlenden Christbaum sehen, selbst bei Juden und modernen Heiden. Die Welt steht immer noch im Zeichen Christi. Jahrtausende vergehen; Christus bleibt bestehen. Namen verklingen, Völker verrauschen, Staaten verschwinden, aber "Christus bleibt gestern und heute und in alle Ewigkeit".

Glückselige Weihnachten!

Der Waldbär

Blasi, leih ein Geld auf deinen Grund und hilf der Ladscheiderin!

Damit war aber der Kopf nicht einverstanden. Ein Geld auf meinen Grund? Da liegt ehedem schon eine Hypothek darauf, und wenn **die** ausgezahlt ist, krieg ich keine vierhundert Gulden mehr.

Blasi, verkauf deine Krippe! Der Professor gibt dir just sechshundert Gulden.

Meine Krippe verkaufen? Das ist ja ein unmenschliches Verlangen.

Viel unmenschlicher ist es, seinen Nächsten in der Not stecken zu lassen.

Jeder ist sich selbst der Nächste.

So haben auch die bethlehemitischen Hausherren gesagt, die mit Maria und Josef so grob abgefahren sind. Erbarmen dir nicht die armen Waislein?

Wohl, wohl, sie erbarmen mir furchtbar. Aber **ich** bin es ja nicht, der sie aus dem Hause jagt.

Du lasst es aber geschehen, und der Lasser ist so schlecht wie der Prasser.

So stritten das Herz und der Kopf hin und her und brachten den Waldbär fast zur Verzweiflung. Der harte Kampf dauerte mehrere Tage, schliesslich wurde der Kopf zu schwach und das Herz blieb Meister. Das Opfer musste gebracht werden.

Dem alten Blasi kam die Trennung von seiner Krippe furchtbar hart an — wenn Seele und Leib auseinander müssen, wird es kaum härter sein — aber was kann man machen, wenn man so ein butterweiches Herz hat? Und der unerfahrene alte Blasi machte sich das Ding noch doppelt schwer, indem er von seinem Schatze feierlichen Abschied nahm. In den nächsten Tagen stellte er die Krippe auf, obwohl es noch lange hin war auf Weihnachten. Spät abends am Allerheiligentag zündete er dann die Beleuchtung an und nahm die Drehorgel zur Hand. Als der Krippenberg zu glänzen und zu strahlen anfing, brannten dem Blasi die Augen wie Feuer; als er das erste Musikstück heruntertrieb, rieselten ihm schon zwei Bächlein über die Wangen, beim zweiten Stück begann er laut zu heulen; es schüttelte und zerschnaggelte ihn, als ob er den Krampf hätte. Da half nichts, er musste die Lichter auslöschen und sich schnell in seine Kammer zurückziehen.

Am nächsten Morgen nahm er seine ganze Tapferkeit zusammen, legte das bessere Gewand an, warf keinen Blick mehr zu der Krippe hin und machte sich rasch auf den Weg nach Innsbruck. Dort angekommen, stolperte er nach einigem Umfragen in die Wohnung des Professors Hermann.

"Herr Professor, ich verkauf meine Krippe. Um sechshundert Gulden könnt Ihr sie haben."

Der Professor schaute fast ungnädig darein. Was ist denn in den alten Waldkauz gefahren? Hat auch **den** der Geldteufel erfasst? Dann steht es schlecht um die Welt. Um den Blasi auf Herz und Nieren zu erforschen, sagte er kühl:

"Sechshundert Gulden sind zu viel für den alten Quark. Dreihundert geb ich."

Des Blasi Augen leuchteten einen Augenblick und wurden dann wieder ganz trüb.

"Sechshundert Gulden muss ich haben; darunter tu ich's nicht," erklärte er zitternd.

"Wenn ich Euch aber siebenhundert gib?"

"Nein, ich brauch keine siebenhundert . . . Sechshundert — nicht mehr und nicht weniger — dann ist's ein Handel."

Bei diesen Worten schüttelte und schnaggelte es den Waldbär wieder, als ob ihn der jähe Frost gepackt hätte. Dem Professor wurde nachgerade klar, dass etwas Kritisches hinter der Sache stecke. Er fragte solage hin und her, bis er all den harten Zwang und Jammer, das Elend und die Not des Blasi kannte. Nun biss aber den Professor etwas in den Augen, und er musste rasch in sein hinteres Zimmer retirieren. Erst nach längerer Zeit kam er wieder heraus, zählte dem Blasi sechs Hunderter-Banknoten auf den Tisch und sagte:

"Da ist das Geld; ich kauf die Krippe. Aber leider hab ich gegenwärtig keinen Platz dafür. Die Krippe muss in Eurem Häuschen bleiben, solang Ihr lebt. Wenn Ihr gestorben seid, lass ich sie abholen."

Dem Waldbär gingen die Augen scheibenweit und dem Mund ofentürweit auseinander. Er sank auf einen Stuhl nieder, schoss wieder in die Höhe, und wenig hätte gefehlt, dass er dem Professor um den Hals gefallen wäre. Dieser machte aber dem Auftritt rasch ein Ende, indem er geschäftsmässig sagte:

"Jetzt bringen wir den Akt zu Papier und lassen dann alles bei Gericht verfachen. Solange Ihr lebt, gehört die Krippe Euch, wenn Ihr gestorben seid, ist sie mein Eigentum. Habt Ihr eine Einwendung?"

Natürlich hatte der Blasi keine; er konnte überhaupt nicht mehr reden. Als er aber zwei Stunden später auf dem Heimwege war, meinte er durchaus, heute müsse er singen, und tat es auch. Das war freilich eher ein Gurgeln als ein Singen, aber dem Blasi klang es doch schön, und der Sang lautete:

"Des bin ich froh, froh, froh —
Benedicamus Domino!"

Der Waldbär weinte, das Herz in seiner Brust lachte sich krumm, der Kopf schüttelte sich selber, und schliesslich schwammen doch alle drei im reinsten Glück.

Hei, und was gab **das** für einen Jubel im Ladscheiderhaus, als der grosse Nothelfer erschien und seinen Schatz über den Tisch leerte. Zwölf Augen leuchteten dem Blasi ins Gesicht wie die hellsten Weihnachtssterne, und sechs Paar Lippen wollten ihm immerfort die Hände küssen. Um sich jeglicher Gefahr zu entziehen, nahm der Blasi schnell Reissaus und trabte singend, das heisst gurgelnd, seiner Waldhütte zu. Dort traf er gleich Anstalten, um seine neuen, grossen Krippenpläne ins Werk zu setzen. — Und zeit seines Lebens hat der Waldbär keine so schönen Weihnachten gehabt wie in diesem Jahre.

Dem Teufel Haftgeld geben.

Alban Stolz, der berühmte Volksschriftsteller, schreibt:

"Auf dem Papier und mit Buchstaben kämpfen heute Himmel und Hölle gegeneinander. Willst du **Christus** angehören, so halte dich nur an die christliche Lesung! Mit jedem Kreuzer aber, den du für schlechte Blätter ausgibst, gibst du dem Teufel Haftgeld für deine Seele."

DER WANDSPRUCH

Oder: **Der angenagelte Pfannkuchen**

Von MARIA BATZER

BEI diesem kleinen Lustspiel, das in einem wunderlichen Städtchen spielte, ist der Ort der Handlung ein himmelblau angestrichenes Häuschen. Handelnde Personen sind ein junges Ehepaar, ein kleiner Nachbarsbub und eine Katze; ausserdem kommt noch ein frischgebackener Pfannkuchen vor.

Sie hatten manches Jahr aufeinander warten müssen, bis sie endlich heiraten konnten. Und jetzt waren sie ein junges Ehepaar; er hatte sein Häuschen himmelblau angestrichen, weil er nicht anders dachte, als dass sie wie im Himmel darin leben wollten.

Am ersten Tag waren sie übereingekommen, Pfannkuchen zu Mittag zu essen, weil sie es beide am liebsten mochten.

"Ja, aber lass mich diesmal die Pfannkuchen backen," sagte er. "Du hast schon heute morgen den Kaffee gemacht, und ich bin doch gewohnt, all die Zeit ihn selber zu machen. — Dafür mach ich aber jetzt —"

"Die Pfannkuchen? Da hört sich aber doch alles auf! Du kränkst mich ja!" rief sie.

"Nein, du mich! Das ist doch mein Häuschen und meine Pfanne, in der ich jetzt schon zehn Jahre, die ich hab auf dich warten müssen, meine Pfannkuchen selbst backe. Ich mach sie nach meinem Rezept meiner Grossmutter!—Da kannst du doch jetzt nicht einfach daherkommen und mir meine Pfanne aus der Hand nehmen und von dem, was ich schon zehn Jahre immer selbst tue, sagen: Geh weg! Von heute ab tue ich es!"

Sie konnte zum Glück lachen und rief: "Na, dann zu!" In dem Ton wie man sagt: "Der Klügere gibt nach — und das bin ich!"

Da schien die Sonne wieder ins Häuschen, und es war mit recht Blau gestrichen wie ein wolkenloser Himmel. — Er — rührte den Teig nach seiner Grossmutter Rezept und fing an zu backen. Als aber der heikle Augenblick kam, den Pfannkuchen zu wenden, und er das so tun wollte, wie er es jetzt schon zehn Jahre machte, und wie es darum scheint's das einzig Richtige war — konnte sie es nicht mit ansehen, wie umständlich er das mit einem alten Bratenschäufelchen bewerkstelligen wollte. Voll Temperament griff sie ein. Sie riss ein bisschen gewalttätig ihm den Pfannenstiel aus der Hand, warf den Pfannkuchen hoch, so dass er sich in der Luft wendete und umgedreht wieder in die Pfanne zu liegen kam. "Siehst du wohl, so macht man es nach — meiner — Grossmutter Rezept!" rief sie nicht ohne ein bisschen Hohn.

Ein Könner in seiner Kunst ist nicht so empfindlich wie ein Nichtkönner. Jetzt wallt dem Schwabenmann auch sein Blut, er reisst nun wieder den Pfannenstiel an sich und wirft den Pfannkuchen im Schwung heraus, hin auf den Boden. — "Da hast du ihn, deinen Pfannkuchen!" rief er, nahm die Mütze vom Nagel, und draussen schlug die Haustür hinter ihm zu. —

"Mal nur gleich eine dicke, graue Wolke an unser himmelblaues Haus, es passt nicht mehr so wolkenlos!" rief sie ihm nach, aber er hörte es nicht mehr.

"Was nun?" Da stand die junge Frau nachdenklich vor ihrem ersten Pfannkuchen, der am Boden lag, und liess den Kopf hängen — "was nun?"

Es ging aber gar nicht lange, bis der erzürnte Hausherr wieder nach Hause kam. Sein erster Blick galt dem Fleck am Boden: sauber aufgewischt, nichts zu sehen. Sein zweiter Blick galt der Pfanne auf dem Herd: schwarz und leer stand sie da. "Ach so," sagte er, "du hast ihn dir wohl schmecken lassen, und ich kann sehen, wo ich ein Mittagessen bekomm!"

"Ich will dir zeigen, was ich damit getan habe," antwortete sie. Sie nahm ihn an der Hand und führte ihn bis vor die Tür, die aus der niedrigen, dämmrigen Küche in die Stube führt. Sie zeigte ihm nun, dass sie den Pfannkuchen da über die Tür, schön in der Mitte, an die Wand gehängt hatte. Zu diesem Zweck hatte sie ihn auf ein extraschön mit der Schere ausgezacktes Papier gelegt, damit er keine Fettflecken an der Wand machen könne, und so beides an einen Nagel über die Tür gehängt.

"Wir haben doch keinen Wandspruch," sagte sie, "der Pfannkuchen, da hängt er an der Wand und spricht, also ist er ein Wandspruch."

Sie mussten beide laut lachen über den Einfall, und das war gut — oft hilft anstatt Kopfhängen ein bisschen Spass.

Es ging aber nicht sehr lange mit der Pfannkuchen-Wandspruch-Herrlichkeit. Es war nichts für auf die Dauer. Am Nachmittag, als der Mann in der Werkstatt war, kam Besuch zur jungen Frau, zwei alte Freunde: die Nachbarkatze und der Nachbarbub. Und wie und weil die zwei gleich ein Weilchen allein gelassen waren, gingen sie der Nase nach, die Katze und der Bub, und langten unter dem Pfannkuchen an. Der Bub holte den Küchenhocker und stieg darauf, die Katze auf den Bub, und sie holte den Wandspruch herunter — beide haben ihn miteinander aufgegessen.

Als der Mann zum Feierabend heimkam und das Neueste erfuhr, hat das junge Ehepaar zusammen gelacht, dass sie einen Wandspruch hatten, den ein Bub und eine Katze aufgefressen.

Sie sagte: "Das fleckige Papier muss auch fort. Jetzt bleibt halt nur noch der Nagel davon übrig, aber der genügt!"

Und er genügte: sie brauchten nur an den Nagelkopf schauen, dann durfte — — sie — — den Pfannkuchen backen.

EINE WEIHNACHTSREISE

Erschütternde Erlebnisse eines Indianer-Missionars in dem Friedensflussgebiet Westkanadas...

Es war der Winter von 1870-71. Eine kleine Holzhütte, umgeben von tiefen Schneehügeln, war kaum in der Ferne zu sehen. Dünne Rauchfäden wanden sich langsam in die klare, kalte Luft. Zur linken standen noch einige Holzhäuser, die Hudson Bay Post, und einige Häuser der Angestellten dieser Handelsgesellschaft.

Dies war die Ansiedlung von Fort Dunvegan, am Friedensfluss. In der Umgebung, meistens an den Ufern dieses Riesenflusses, wohnten die Indianerstämme der Biber. Ihre alten Männer konnten sich noch an die Zeiten erinnern, wie sie sagten, als der Stamm noch 6000 Mann zählte. Jetzt, infolge von Wechselheiraten, neuerer Krankheiten, die die Weissen mit ins Land brachten, und der allmählichen Vernichtung der Biber, zählten sie nur noch 2000 Seelen. Und gerade so wie die Biber, ging dieses einst so stolze und kriegerische Volk allmählich auch seiner Vernichtung entgegen.

Und gerade deswegen, um diesem armen, sterbenden Volke Trost zu bringen, wohnte ein einsamer Mann in der kleinen Hütte am Rande der Siedlung. Es war ein Oblatenpater, und hiess Pater Tissier. In diesem Augenblicke sass er in seinem sogenannten Pfarrhaus, vor seinem Pulte sitzend, und scrieb einen Brief an seine Mutter im fernen Lothringen.

“. . . Bischof Faraud,” hatte er geschrieben, “hatte mich hierher im Jahre 1866 gesandt. Was für ein einsames Leben. Wenn ich ihn jetzt besuchen wollte, müsste ich eine Schneeschuhreise von drei Wochen machen; denn Fort Dunvegan liegt 600 Meilen südwestlich von Fort Chipewyan, am Athabaska See. So schlimm wäre es nicht, wenn meine Indianer mir nur einen kleinen Trost geben würden. Aber, wie es jetzt steht, darf ich ihre Kinder nicht taufen. In ihrem Aberglauben denken diese armen Waldkinder, dass ihr Medizinmann ein getauftes Kind nie heilen kann, falls es krank wird. Und dazu sind diese Biberindianer grosse Liebhaber des Spieles. Tage und Nächte sitzen sie am Spiele; auch wenn es schneit oder regnet. Sie spielen um ihre Frauen und Kinder; sie spielen sogar die Schädelhaut weg. Ich kann nur hoffen und beten, dass die Gnade Gottes endlich ihre Herzen und Gesinnungen ändern wird.”

In dem flackernden Scheine der Kerze machte der Missionar eine kleine Pause. Einige Holzstücke warf er auf das Feuer, und rieb die Hände über den Flammen. Einige Minuten schaute er in die glühende Asche. Dann, als hätte ihn ein Gedanke getroffen, drehte er sich um, und dann ging er in eine Ecke des einzigen Zimmers. Er zog eine Flasche aus einer kleinen Kiste, und hielt sie gegen das flackernde Licht der Kerze.

“Ich muss noch Messwein holen.” Entschlossen kamen diese halblauten Worte aus seinem Munde. Er schaute durchs Fenster. Nur treibende Schneeflocken konnte er sehen. Er schaute dann in die Richtung des ‘Forts’. Keinen Menschen konnte er sehen. Alle sassen in den warmen Zimmern ihrer Häuser.

Er stellte die Flasche wieder in die Kiste, ging zu seinem Pulte, und schrieb weiter, bis endlich der Brief fertig war. Morgen früh geht ein ‘Company man’ nach Badger Point, 400 Meilen von Dunvegan. Mit ihm wollte er auch reisen, denn in jenem Orte lag sein ‘Cache’; nämlich der Proviant, von dem er zwei Jahre leben musste. An jenem Orte konnte er seinen Messwein finden, und zur gleichen Zeit auch andere Sachen mit nach Hause bringen.

Sehr früh stand er am nächsten Morgen auf. Seine zwei Hunde spannte er ein, fuhr zum Companyposten, wo der Mann schon wartete, und in kurzer Zeit fuhren die beiden los.

Nach zwölf Tagen waren sie am Ziel. Aber diese Tage waren Tage des ewigen Laufens hinter dem Schlitten, den sie schieben mussten. Die kalten Winde, die vom Nordwesten kamen, machten das Atmen sehr peinvoll. Während zwölf Nächten mussten sie ihr Bett unter den Sternen machen, in einer Kälte, die zwischen 30 bis 50 Grad schwebte. Aber dieses Leben war doch nur etwas gewöhnliches unter den Indianern, Händlern und Missionaren. Sonst haben die Beiden nichts besonderes durchmachen müssen.

Nur an der Proviantstelle kam das Unerwartete vor. Der Mitreisende des Missionars hatte während des Aufladens zufälligerweise die grosse Zehe des Priesters schwer zerdrückt. Die Schmerzen waren fast unerträglich, aber die Rückreise musste gemacht werden. Sie fuhren los. Ihre Peitschen knallten, die Hunde bellten, und das Eis krachte. Auf dem gefrorenen, schneebedeckten Friedensfluss konnten sie schnell fahren. “Es wird gehen,” dachte Pater Tessier bei sich.

Aber dann passierte das zweite Unglück. Die warmen Chinook-Winde, die vom Ozean kamen, hatten das Eis geschmolzen, so dass an einer Stelle das Eis sehr dünn war. Beide fielen hinein, und Pater Tessier hatte sich dabei seine Füsse erfroren. Nichts blieb ihnen übrig, als so schnell wie möglich zum nächsten Lagerplatz der Cree-Indianer zu reisen, eine dreitägige Reise bis zur Stelle, wo Battle- und Peacefluss zusammenfliessen.

An dem Lagerplatz angelangt, hatten die Indianer, die katholisch waren, den Pater freundlichst empfangen. Als sie aber vom Zustande des

(Fortsetzung auf Seite 15)

Ein Auto oder ein Baby?

Das ist eine Frage, die sich heute — Gott sei's geklagt! — manches junge Ehepaar stellt. Der Schriftleiter einer amerikanischen Zeitschrift sagt darüber in seiner Art das Folgende:

"Die jungen Eheleute rechnen sich aus, dass sie wohl ein Auto erhalten können, aber ein Kind — das ist zu teuer. Die Anzahlung auf ein Baby und ein Auto ist ziemlich dieselbe. Freunde schenken wohl den halben Bedarf dessen, was das Wickelkindchen an Bekleidung usw. braucht. Alles, was man aber für ein Auto umsonst bekommt, ist die Luft, um die Reifen auszufüllen. Die Unterhaltung des Autos kostet einen Haufen Geld, dieweil das Baby mit einem halben Liter Milch zufrieden ist. Die Schuhe des Autos kosten dreimal soviel als wie die vom Baby. Nach vier Jahren schämt sich schon die ganze Familie des Autos, gerade zur Zeit, da die stolzen Eltern wahrzunehmen beginnen, welch ein Liebling ihr Kindchen eigentlich ist. Und die Beliebtheit nimmt mit jedem Jahre zu; so mit achtzehn Jahren bewundert die ganze Nachbarschaft das junge, hübsche Menschenkind. Um die Zeit, da das Auto auf dem Alteisenhaufen verrostet, hat der ehemalige kleine Junge genug Geld, um die zu unterstützen, die früher für ihn gesorgt haben. Wenn der Verkäufer des neuen Autos dir nach fünf Jahren sagt, was dein "altes" Auto noch wert ist, steigt dir die Wut. Das kann vermieden werden, indem man sich für ein Baby anstatt für ein Auto entscheidet."

———o———

GEBET AM JAHRESSCHLUSS

Herr, ich hebe beide Hände
— Opferschalen — schwer vom
An des Jahres dunkler Wende;
Segne mich, mach mich bereit.
Sieh, ich hebe beide Hände,
Fleh' aus tiefster Niedrigkeit:
Hab' Erbarmen
Mit mir Armen,
Gib mir Kraft zu jeder Zeit!

Gertrud Pustet.

AM HEIL'GEN ABEND

Sei uns gegrüsst in dunkler Nacht,
O Kind, so arm, so reich!
Du hast den Himmel uns gebracht.
Wer ist an Lieb' dir gleich?

O Weihnachtsstern, o Weihnachtsbaum,
O Kind, so gross und klein!
Wir küssen deines Kleides Saum,
Die Herzen all' sind dein.

Sei uns willkommen, heiliger Christ!
O kehre bei uns ein
Und mach' uns wie du selber bist,
So liebreich, gut und rein!



Bescheiden.

"Es gibt Tiere, die sehr wenig Nahrung brauchen."

"Stimmt, eine Motte frisst nur Löcher."

* * *



Möge das himmlische Kind von Bethlehem euch allen, liebe Leser und Leserinnen, treue Beförderer und Beförderinnen, seine heilige Weihnachtsgnade und Weihnachtsfreude schenken, — ist der herzliche Wunsch

der Redaktion des Marienboten
und
der Leitung des M. Missionsvereins.

Weisst du schon?

— dass ein KONSISTORIUM zur Ernennung einiger Kardinäle in Aussicht steht? Das hl. Kollegium besteht aus 64 Kardinälen (35 Italiener und 29 Ausländer).

* * *

— dass der Führer Hitler in SAARBRUECKEN am Sonntag eine Rede gehalten, in der er es als Wunder bezeichnet, dass Deutschland in diesem Jahre ohne Krieg 10 Millionen Einwohner und 110,000 Quadratkilometer Land gewonnen hat?

* * *

— dass Deutschland durch den Anschluss Oesterreichs und des Sudetenlandes jetzt 32 Millionen Katholiken und 43 Millionen Protestanten zählt?

* * *

—dass das vatikanische Blatt "Osservatore Romano" sich besorgt fragt, wie es nun den katholischen Schulen im neuen SUDETENGAU ergehen wird?

* * *

— dass es in Deutschland zur Gepflogenheit geworden ist, eine weisse Fahne auf den Kirchturm zu hissen, wenn der letzte Jude weggeht, um anzudeuten, dass der Ort "judenrein" ist?

* * *

— dass ein Engländer aus etwa 12,000 Streichhölzern das 3 Fuss hohe Model einer Kirche gebaut hat, worin sogar der Priester am Altar und die Glocken nicht fehlen?

* * *

— dass nach einem Erlass des deutschen Innenministers jede Vertretung weltlicher Behörden bei kirchlichen Feiern verboten ist und ebenso jede Beflaggung öffentlicher Gebäude? Aber Religionsverfolgung existiert im 3. Reiche keine!

* * *

— dass die Soviets in RUSSLAND die Gebete für den Frieden unter Drohung verboten haben?

* * *

— dass nach Franco im ROTSPANISCHEN Lager bis jetzt 50,000 Ausländer gefallen sind und jetzt noch 600,000 in der roten Armee dienen?

* * *

— dass CHINA nicht 440 Millionen Einwohner, sondern nur 250 Millionen zählt?

* * *

— dass in EUROPA 18 Länder aus 26 den Kommunismus verboten haben? Der "Messin" stützt sich darauf, um in Frankreich die kommunistische Partei aufzulösen. Die tolerante Schweiz, schreibt er, gibt uns das Beispiel.



Schnacken und Schnurren



Kindermund.

Zwei Kinder bekamen den Auftrag, das Federvieh zu füttern; das kleine Mödchen beschaute sich die Hühner sehr genau. "Schau mal, Peter," rief sie schliesslich, "einige haben Ringe an den Beinen! Warum mag das wohl sein?" — "Ooch, weisste," sagt Peter, "das sind wahrscheinlich die Verheirateten!"

Bibelfälschung.

Mutter (in die Kinderstube tretend): "Was macht ihr denn für ein Geschrei? Da ist doch gewiss wieder der Ernst schuld, weil er so verstockt in der Ecke steht." — Klein-Emma (weinend): "Wir spielen Paradies. Ernst ist der Adam." — Ernst (weinend): "Und die Schlange hat den Apfel gegessen!"



HAUSSPRUCH

Dem Acker
ward die Saat,
Dem Haus
der letzte Hammerschlag.
Gott!
Segne uns're Tat
und schenke allem gute Tag'.
Dem Land
den rechten Wind,
dem Stall
ein zügig Rind,
dem Hof
ein fromm Gesind
und uns'rer Lieb'
ein herzig Kind.

Franz Pages.

Berechtigte Angst.

"Hans, ich war heute beim Arzt zur Untersuchung. Ich musste ihm die Zunge zeigen, und dann hat er mir ein Stärkungsmittel verschrieben."

"Um Gotteswillen, Liebling! Aber doch nicht für die Zunge?"

* * *

Stimmt.

"Herr Wirt, Sie nennen Ihr Gasthaus 'Zur schönen Aussicht' und dabei sieht man nichts als Mauern."

"Ja, Herr, es gibt Gasthäuser, die 'Zum Löwen' heissen; glauben Sie vielleicht, dort finden Sie einen Löwen?"

* * *

Der Sturm.

"Na, Surminger, bist du gestern noch vor dem Sturm nach Hause gekommen?" fragt Huber seinen Freund.

"Aber, der Sturm bricht immer erst los, wenn ich nach Hause komme."

Eine Weihnachtsreise

(Fortsetzung von Seite 12)

Missionars hörten, wurden ihre Herzen gerührt. Sie führten ihn zum Zelte des Häuptlings, wo er seine Füsse entblösste. Die grosse Zehe war blau und die anderen fingen schon an zu faulen.

"Soll ich sie gleich abschneiden, ehe der Knochenfrass anfängt?" fragte der Missionar.

Mit ernster Miene schüttelte der Häuptling den Kopf. "Nein; du würdest gleich sterben; denn unsere Messer sind nicht gut, und wir haben keine Mittel, solche Wunden zu heilen."

"Was können wir denn tun?"

"Ich werde meine Frau ausschicken, die innere Baumrinde der roten Tanne zu sammeln. Das wird dir helfen. Die Baumrinde werden wir einkochen, und die Füsse damit ständig waschen." Der Häuptling hielt inne. "Wenn das dir nicht hilft, bist du verloren."

Und wahrhaftig, diese Naturheilmtitel haben die Füsse, und vielleicht auch das Leben des Missionars gerettet. Aber jetzt konnte er einige Monate lang nicht mehr laufen. So schickte er den Company-Mann allein weiter, und er blieb bei seinen treuen Indianern.

Drei Wochen waren vergangen . . . und das hässliche Hungergespenst warf seinen scheusslichen Schatten über das Lager. Kein Moos war zu finden. Sogar die Hasen waren verschwunden. Endlich musste der Missionar auch seinen Proviant unter den Indianern verteilen.

In dieser Not haben die Indianer sich so verhalten wie in der Urzeit. Pelze und alte Kleider wurden gekaut, und gekaut, bis endlich nichts übrig blieb als lauter Fetzen. Das Lager was still . . . unheimlich still. Die Indianer lagen um das Feuer, mit eingefallenen Backen, und gläsernen Augen.

Kaum fähig, seinen Arm zu heben, spendete Pater Tissier, mit heiserer Stimme, einer kranken Frau die heilige Lossprechung. Wie lange wird diese Hungersnot noch dauern? Keiner wusste Antwort. Schon warfen die Indianer gierige Blicke auf die sterbende Frau. Dann fragte einer den Missionar: "Wirst du uns erlauben, Schwarzrock, von der toten Frau zu essen?"

Der fiebernde Missionar verstand ihn nicht. Er wiederholte die Frage, und der Missionar nickte.

Wie weit diese grausame Geschichte gegangen wäre, kann man sich nur denken, wenn nicht die Hand Gottes eingegriffen hätte. In der Ferne, weit vom Lager, hatten die letzten Jäger alle Hoffnung aufgegeben. Sie erwarteten nur einen schnellen Tod. Plötzlich hörten sie jemand schiessen. Mit allen Gewehren gaben sie Antwort. In einer kurzen Zeit erschienen einige freundliche Jäger mit vier 'Moose'. Sie waren gerettet. Alle Einwohner des unglücklichen Lagers packten Hab und Gut zusammen und wanderten zum 'Battle'-Fluss, wo es Fleisch genug für alle gab. Nach einigen Wochen, als der Missionar wieder reisegesund wurde, dankte er seinen Freunden von Herzen und ging nach Fort Dunvegan. Am Vorabende des Osterfestes, 1871, ist er dort angelangt. Diese erschütternde Reise hatte über vier Monate gedauert.

Nie hatte dieser Bibermissionar diese Reise vergessen. Und trotz aller Qualen, die er gelitten hatte, blieb er weiter unter seinen Indianerkindern. Insgesamt verbrachte er siebzehn Jahre unter ihnen, vom Jahre 1866 bis 1883. Und während einer Zeit von 15 Jahren war er ganz allein. Nur viermal haben seine Mitpriester ihn besucht.

Vom Jahre 1877 bis 1880 hat er den Trost gehabt, einen Laienbruder bei sich zu haben, einen gewissen Bruder Thouminet. Aber er fiel bald als Opfer seines Berufes. Am 18. August 1880 ertrank er, indem er in den Fluss fiel.

Im Jahre 1883 wurde der Missionar schwer krank . . . infolge seiner langen, ermüdenden Schlittenreisen. Er musste ins Krankenhaus gehen. Das nächste Krankenhaus war in St. Boniface am Roten Fluss, gegenüber dem jetzigen Winnipeg.

Sein Abschied verursachte stille Liebestränen in den Augen .seiner einfachen Indianerkinder Obwohl er nie wieder zurückkam, haben sie ihn nie vergessen. Manche sittenschwache Menschenseele fand neuen Mut zu geistlichem Kampfe am Beispiele dieses apostolischen Missionars.

Mögen recht viele seinesgleichen sich finden, zum Wohle der Seelen, so dass in allem Christus gepredigt werde . . . ., so dass auch das siegreiche Kreuz Christi bis an die Grenzen der Erde erhöht werden kann.

* * *



Mutterhände

In irgendeiner Schule sollten die Kinder einen Aufsatz schreiben über "Mutterhände". Der Aufsatz eines Mädchens wurde in der Klasse vorgelesen. Er lautete: "Mutterhände. Mit der einen Hand macht Mutter Butter. Mit der anderen hält sie die Bibel auf den Schoss. Mit der anderen flickt sie Vaters Stalljoppe. Mit der anderen kocht sie. Mit der anderen flicht sie mir die Zöpfe, ehvor ich zur Schule gehe. "Mit der andern, mit der andern . . ." lächelt der Lehrer . . . "Mädchen, deine Mutter wird doch kein Tausendfüssler sein. Wieviel Hände hat deine Mutter eigentlich?"

"Zwei für den Vater," fuhr das Mädchen fort, ohne sich stören zu lassen. "Sieben Kinder—auch für jedes zwei, macht vierzehn Hände. Küche, Stall und Feld — wieder für jedes zwei, macht sechs. Dann zwei für die armen Leute — macht wieder zwei. Und zwei für den Herrgott, wenn sie beten tut — macht im ganzen sechsundzwanzig Mutterhände."

"Wenn das so ist, dann wird der liebe Gott auch für deine Muttter einmal zwei Hände haben, zwei volle, gnadenreiche Segenshände," sagte der Lehrer, dem das Lächeln längst vergangen war. "Und du hast den besten Aufsatz der ganzen Klasse geliefert. Ich wünschte, jedes dürfte so von seiner Mutter reden."

Und ich wünsche euch allen, liebe Leserinnen, eure Kinder möchten so eure Mutterhände bewundern und verehren.

Sinn der Weihnacht.

Nicht die Weihnachtslieder, nicht die Krippen, nicht die Lieder und nicht die ganze Weihnachtsstimmung machen Weihnachten zu dem heiligen Fest. Das sind Beigaben, die wir dankbar annehmen wollen.

Was das heilige Fest von uns will ist: dass Gott, **dass Christus wiedergeboren werde in uns.** Das erst ist ein wahrhaft christliches Weihnachten. Denn:

"Wäre Christus tausendmal
in Bethlehem geboren,
und nicht in dir,
du bliebest ewiglich verloren."

Michael Pfliegler.

Anti-Feminist

About 75 years ago, a minister in Malden, Massachusetts, was requested to announce from his pulpit a public lecture to be given by Anna Dickinson that week in the town hall. He did so in the following words:

"I am requested to announce that a hen will endeavor to crow like a cock at the Town Hall next Wednesday night. Those who will be interested in such an exhibition, will of course attend."

Tact and Talent

Talent is something, but tact is everything. Talent is serious, sober, grave and respectable; tact is all that, and more too. It is not a sixth sense, but it is the life of all the five. It is the open eye, the quick ear, the judging taste, the keen smell, and the lively touch; it is the interpreter of all riddles, the surmounter of all difficulties, the remover of all obstacles. It is useful in all places, and at all times, it is useful in solitude, for it shows a man his way into the world; it is useful in society, for it shows him his way through the world.

REPARTEE

Because her bucking cart-mule
Showed scant respect for a saint,
There rose from a ditch near Medina
Del Campo this complaint:

"Why do You treat me thus, dear Lord?
I'd willingly shed my blood,
But I balk at the prospect of martyrdom
In this Castilian mud!"

Smiled Christ—"Thus do I treat My friends,
So must I thus treat you . . ."
"No wonder, Lord," sighed Teresa,
"No wonder You have so few."

Alfred Barrett.

Local Favorite

Some children from the lower East Side of New York, on their first visit to the country, were watching a terrible hailstorm, and one small girl expressed her disapproval: "God's getting awful fresh, throwing down those big stones! First thing He knows, He'll hit somebody."

"You mustn't talk like that about God!" exclaimed a little comrade, poking her vigorously. "Most everybody on our block likes Him."

The Rambler.....

Seen in the Glass

This parable is translated from the Chinese by Fu Jen:

Said the Wise One, who had read much and pondered more:

"What do you behold, O disciple?"

Replied the disciple: "I am gazing through a window and I can see all the world going about its business. I grieve with them and I laugh with them."

Said the Wise One, putting a mirror before the disciple: "What do you see now?"

And the answer was: "Only myself."

"Know then and remember," said the Wise One, "that both are glass, but it is only after you added silver to the glass, that you can see none but yourself."

Two for the Price of None

A gentleman came into a Paris barbershop with a small boy one day and explained that since he had an appointment in the neighborhood he would like his own hair cut first. This accomplished, he handed the small boy up into a chair, urged patience upon him, and departed. When the boy's haircut was finished, the gentleman had not returned, and the barber sat him in a chair. A half hour passed. "Don't worry," said the barber reassuringly. "I'm sure your father will be back soon." The boy looked startled. "He isn't my father," he said. "He just came up to me in the street and said, 'Come along, let's both get a haircut'."

The First Crib

St. Francis of Assisi made the first crib. When St. Francis visited Rome, he asked Pope Honorius III, if he might make a representation of the stable of Bethlehem. The Pope consented. The crib St. Francis made, was large and rough, and made like a stable. In it were grouped figures of the Holy Child, the Blessed Virgin and St. Joseph. The floor was covered with straw. Shepherds used to crowd in at midnight on Christmas, bringing with them at the request of the Saint, an ox and an ass. Since that time, devotion to the crib has spread all over the Christian world. Every year, from the Eve of Christmas, until the day of the Octave of the Epiphany, a crib is shown in nearly every Catholic Church. This is to remind us of the love of God in becoming man to save us.



SILENT NIGHT

FEW people among the millions who sing "Silent Night" every year at Christmas have ever heard of him, of poor Franz Xaver Gruber, who wrote the immortal melody that has taken "Silent Night, Holy Night" around the world, wrote it in half an hour to oblige a friend, poor Franz Xaver Gruber, who never knew how the world would love the beauty he had made, who died in misery and poverty in 1862, unrewarded and alone.

So widely is "Stille Nacht" known and sung that most of the world believes it to be a folksong — a melody that sprang out of the very hearts of the people themselves. It seems incredible that one man's song should be so universally loved, so tightly bound up with one event. For wherever men gather this Christmas Eve to herald the coming of the Saviour, in the great cities of the world, New York, London, Paris, Berlin; in the remote fastnesses of Manchuria or in tiny Alpine hamlets, one song is certain to be sung. "Silent Night, Holy Night" will be sung, the melody the same though the words be in a dozen different tongues.

*

Twelve years before he died, Franz Gruber did taste some measure of triumph. By 1850 ("Silent Night" was written in 1816) the world demanded to know its author, and in 1854 the little Austrian organist's claim was definitely proved. Acknowledgment of his genius, however, could not at that late date bring him happiness or peace. Thus does the world often treat those inspired artists who bring to it a glory and goodness experienced all too frequently in an earthly existence.

Gruber was the son of an impoverished linen-weaver, and he was born, in 1796, in a hunching, decrepit wooden house in Unterweizberg, a hamlet of thumb-nail size near the Hochberg of Upper Austria. Franz Gruber showed definite promise of musical talent early in childhood. He was extraordinarily responsive to beautiful sounds (he would sit alone on the church-steps, frozen in rapt attention, lost in the wonder of the bell music from the tower!) and his plastic mind could retain permanently any melody he heard. Obviously he was destined to be a musician — but Father Gruber was a linen-weaver, his father and his grandfather before him had been linen-weavers, and so, he said, his son must weave for his living.

In 1816 Franz Xaver Gruber was appointed schoolmaster and organist at Oberndorf. There he became a close friend of a parish priest, one Josef Mohr, who dabbled in poetry. It was this acquaintanceship which was to blossom to produce "Stille Nacht".

The year was 1818, the date, December 24. Josef Mohr, Father Mohr, had composed a Christmas poem for the holiday, and he brought it to his friend with the request that he write a simple melody, something in the spirit of the day, something easily remembered, easily sung.

Gruber sat down and wrote the immortal melody of "Silent Night, Holy Night" in half an hour; wrote it all in one piece, at a sitting, and never touched a note of it in revision.

*

And on Christmas Eve, 1818, in the little village church at Oberndorf, Franz Xaver Gruber and Father Josef Mohr introduced the song It made a profound and lasting impression on the villagers. They recognized the wonder and the beauty of it, and that night, trudging home through the deep snow, more than one sturdy burgher found himself humming the entrancing melody of "Stille Nacht" into the bright cold air of early morning.

So lovely a song, of course, could not be kept



By

KEN W. PURDY

INSPIRED, A POOR AUSTRIAN ORGANIST COMPOSED A SIMPLE SONG, AND GAVE THE WORLD A CHRISTMAS CAROL

in the confines of a single village, or a single country, for that matter. It was soon spread far and wide. First to play "Stille Nacht" outside of Oberndorf was an organ-builder who heard it in the Oberndorf church and was so struck by the beauty of the melody that he memorized it. He carried it away with him to neighboring Austrian towns, and in one of these the four Strasser sisters, renowned concert singers, heard it, were so moved by it that they included it in their repertoire.

And so "Silent Night, Holy Night" went with them into concert halls and theaters all over Austria and Germany. It was not long before it had spread throughout Europe, and by 1850 the entire Christian world celebrated the arrival of Christmas by singing "Silent Night, Holy Night".

Franz Xaver Gruber died in appalling poverty and total obscurity in 1862. We don't know, but it may be that in spite of his poverty, in spite of the bitterness of his loneliness, he died a happy man. Surely he should have, surely it is right and proper to hope that the voices of the millions who had chanted his hymn came to him in those last minutes, that he heard them, as he closed his tired, sorrowful eyes at last, heard them all together, the silver-high sopranos over all, beginning, "Silent Night, Holy Night, All Is Quiet, All Is Bright . . ."

Streamlines- - -

CATHOLIC COMMENT CONDENSED

On the Pope:

"The Pope is more than the head of the Church today. He has become the guardian and hope of Western civilization." Lord Acton.

* * *

On Jazz:

"Clever smut always sounds to me like perfumed garbage. It is a peculiar manifestation of our American lack of morals that people dress up in formal clothes and go to a swank hotel to listen to some mealy-mouthed hypocrite translate the obsenities of water-front saloons into comic songs."

Father Lord, S.J.

* * *

On Education:

"Unintelligence is becoming more and more general, in spite of the excellence of the courses given in schools, colleges and universities. Strange to say, it often exists with advanced scientific knowledge." Prof. Alexis Carrel.

* * *

On Marriage:

"Marriage is more than the union of two bodies. It is the intimate association of two souls, two minds. The days of bride and groom are the morning sunrise. The high moon is the symbol of fatherhood and motherhood."

Rev. Chas. E. Coughlin.

* * *

'The main task of Catholic Action is: To win
On Catholic Action:
back to Christ a youth that does not know Him."

Pius XI.



MARY, LITTLE MOTHER

By Marjorie Holmes Mighell

Mary, little Mother,
Were you happy for His coming?
Or did you say,
"I can't afford to bear the Son of Man"?
Did you count the cost of cloth?
Were you worried, filled with wroth?
Or—Mary, little Mother,
Did you tend the flowers, humming,
Dreaming of His coming . . .
Did you plan, as mothers plan?

Mary, little Mother,
You were happy in His coming!
You rejoiced
To serve the Lord in bringing forth a Son.
You did not count the cost at all,
But listened, breathless, to the call.
You, O little Mother,
Walked in beauty, softly humming,
Scarcely dreaming how His coming
Would be all of Life begun!

TO ALL OUR
Readers
Advertisers
Friends
A BLESSED CHRISTMAS

Merry Merry Christmas

THE AWAKENING

By ALICE M. DODGE

"SALLIE, can you come over for a little while? I'm lonesome," Bertha Miller plaintively spoke into the telephone. "Well, Bertha, I'm pretty busy," the cheery voice of her cousin, Sallie Meredith, answered. I'm doing a bit of charity work this Christmas, but I'll run over for a few minutes."

Bertha hung up the receiver with a listless hand. She was tall and scrawny, her thirty years giving her the look of forty. Her lusterless blond hair was twisted in a lazy knot at the nape of her neck; her face was shallow and unanimated looking; her dress was a drab gray, as lifeless and unattractive as herself.

A few minutes later she heard the grinding of brakes. Going to the window, she saw Sallie alighting from her car which had been used numerous times for sweet charity's sake and which its owner had christened "Spark Plug". Sallie, her face glowing from the crisp Christmastide air, bounced energetically up the walk. Bertha did not wait for her to ring, but had the door open by the time her cousin reached it.

"Well, what's the matter now?" Sallie asked in her hearty way, her wholesomely large mouth breaking into a smile which exposed a set of flashing white teeth.

"Come on in and I'll tell you," invited Bertha, her dejection the diametrical opposite of Sallie's cheerfulness.

"I haven't long to stay because I have five dinners to deliver yet," said Sallie, walking to the living room and extending her hands over the blaze, thankfulness for the warmth marking her whole attitude. But that was Sallie's way — she was thankful for even the simplest things in life.

"Marie's children have the chicken pox," Bertha announced, dropping forlornly into a chair.

"Chicken pox!" exclaimed Sallie. "Then they won't be able to have their Christmas dinner with you tomorrow?"

"No. They are all quarantined. I was going to have a big Christmas tree, but now—" two tears rolled slowly down Bertha's colorless cheeks— "I have to spend it all alone."

"Well, that's too bad, but it's pretty hard on your sister, too."

"But just think of me being all alone on Christmas day. I had everything ordered for dinner and so many presents for the children," lamented Bertha with the breath of despair.

Sallie regarded Bertha with a strange look for a moment. Then she said: "Do you know that if you tried to alleviate the sufferings of others instead of nursing your own sorrow, you'd be much happier."

"I've had so much trouble," wailed Bertha.

"I must be going," said Sallie, starting for the door.

"Oh, don't go yet," begged Bertha. "I'm lonesome."

"Got to deliver my dinners. Good-by," Sallie flung over her shoulder as her plump figure bounced out of the room.

Bertha began to weep softly. She was dreadfully lonesome. Her marriage to Rod Miller when he was twenty-five had been a genuine love match. A year of perfect happiness had followed; then for six short months she had tasted to the full the rare sweetness of mother love — the soft pressure of a baby's head snuggling against the protective curve of her breast, the innocent questioning gaze of blue eyes searching hers, baby fingers clinging about her hand. Then influenza had swept both husband and baby away with one swift cruel stroke. After that something of the savor of life was gone for Bertha Miller.

An hour later she was sitting in the same chair, the brief emotion through which she had passed having merged into her usual apathy. She heard the door bell ringing vigorously and noted indifferently that the maid was going to answer it.

"I'll go right in," she heard Sallie's brisk voice saying.

Sallie bounced into the room, leading a little girl by each hand.

"Here, Bertha, I've brought you two little girls from the orphanage to spend Christmas with you." She ignored the outraged expression on Bertha's face. "I'll be back again. I have two dinners to deliver yet."

She bounced out of the room, leaving Bertha staring wide-eyed and open-mouthed at the two meek little girls, who returned her gaze disconcertingly.

Bertha moved uncomfortably. What was she to do? She glanced helplessly about the room. If she sent the children back to the orphanage it would look—

"Ooo!"

The exclamation, which came from the smallest of the two children, contained a mingling of awe, admiration and delight as she gazed yearningly at two large dolls dressed in billows of yellow satin and lace. They were the dolls that Bertha had intended giving her nieces.

"You mustn't touch them," the oldest child whispered, her own gaze resting longingly upon the dolls.

The wistful eyes of the baby reluctantly left the dolls and sought Bertha's.

"I suppose you might as well take the dolls, children—I can get more. What is your name?" Bertha asked the little girl, and immediately became indifferent as to whether the child answered or not.

"Betty," lisped the child, running toward the dolls. She took one and cuddled it lovingly in her plump little arms.

"My name's Jane," the other child answered, her serious little face becoming animated with pleasure as she took the other doll. "I'm six and she's three."

"I suppose you had better take off your wraps," said Bertha.

Jane obediently started to struggle out of her coat, but Betty came to the side of fher hostess.

"What do you want?" asked Bertha.

"Take off toat."

"Oh." Bertha's unaccustomed fingers awkwardly unbuttoned the worn little coat and removed the shiny black velvet hat.

The children took their dolls and seating themselves on the davenport, regarded their hostess fixedly and expectantly.

"Oh, goodness, I wonder what I'm supposed to do now?" Bertha asked herself helplessly. The

layers of her self-interest were being slowly penetrated by the worry of entertaining her uninvited guests. She was trying to decide whether to offer them alone in the room to play as they wished when the doorbell rang again. She knew it was Sallie and felt a little relieved.

"Be careful of that step, Grandma," Bertha's astonished ears heard Sallie's voice saying with infinite kindness. What could her irrepressible cousin be doing now? When she heard Sallie say loudly as though she were talking to a deaf person, "No, not that way, Grandpa," Bertha rose and started for the door.

In a moment Sallie stood framed in the doorway with an old man and woman on either side of her. The outstanding thing about the old people was the poverty written in every line of their clothes and humble attitudes.

Bertha stared, speechlessly.

"I've brought Grandpa and Grandma Blaine from the country farm to spend Christmas with you," Sallie announced, tranquilly. "Here, take this easy chair, Grandma, and you take that rocker over there, Grandpa."

The old folks meekly obeyed and then glanced shyly at their hostess.

Bertha remained speechless, but her mind was active. From the poor farm, were they? Well, Sallie could just take them back there, the nerve of her!

"Hello, kiddies!" Sallie called out and in a second was sitting beside the children, chattering glibly to them.

Bertha was trying to frame sentences which would convey her displeasure to Sallie and yet not make her appear ill-bred or brutal. Glancing out of the window, she noted that it had started to rain. Heavens! She could never make the resolute Sallie take the old couple back in the rain. She also realized the futility of asking Sallie to take them home with her because Sallie's house was filled to overflowing already.

"Well, I must go. I have one more call to make," Sallie said, rising. "You can take them all back tomorrow, can't you Bertha?" she asked, a mischievous twinkle appearing in her kindly gray eyes.

Disdaining an answer, Bertha turned her back again upon her.

"Silence always gives consent," caroled the undaunted Sallie.

"You'll not be back any more today, will you?" Bertha asked, a meaning sarcasm in her voice.

"No, too much to do at home," Sallie answered, placidly, as she started out. She stopped at the door and became serious. That was Sallie's way. One could never tell when she was going to be serious or nonsensical. "And now abideth faith, hope, and charity, these three; but the greatest of these is charity," she quoted, and hurried out.

Since Sallie had dumped the paupers into her home, Bertha decided with martyr-like resignation to tolerate their visit somehow.

Dinner was served shortly after. In the half hour consumed in eating it, very little conversation was exchanged between the hostess and her strange guests. The old couple seemed embarrassed; they handled their food awkwardly and nervously, cast furtive glances at their hostess with every bite they ate. The children, too, seemed shy and uncertain. Grace and ease did not come to these people along with the transplantation from charitable institutions with their rules and discipline to a luxurious home.

After dinner four pairs of eyes fixed themselves upon Bertha with a "What are you going to do next?" expression. She desperately wondered what she should do to entertain them.

"Would you like some music?" she asked with cold politeness.

The children made no answer. The old lady bowed timidly.

"Eh?" piped up the old man, cuping his ear with his hand.

"Music," his wife screamed at him.

"Oh," he answered rather listly.

Bertha put a Christmas carol on the phonograph. The children played with their dolls and the old couple sat staring into space.

When the music stopped the four pairs of eyes regarded their hostess expectantly again. She went to the piano and played some Christmsa music, wondering all the time what she could do next to entertain them. After she had played three pieces, she discovered that the old man was sleeping peacefully and the old lady was nodding.

"Are you tired?" Bertha asked Mrs. Blaine.

"A little bit," the old lady answered, apologetically, her wrinkled old hands picking nervously at her shawl. "Pa is near seventy-five and I am seventy-two; so we can't stand much." It was the longest speech she had made since she had come into the house.

"I'll take you to your room," Bertha said, rising.

Mrs. Blaine awakened her husband and the two followed meekly at their hostess' heels.

Bertha heaved a vast sigh of relief when she had the old couple comfortably established in their room. She wouldn't have to exert herself on their behalf any more that evening. She went back to the living room to find Betty sound asleep.

"She never can keep awake," vouchsafed Jane.

"I suppose it is time you crildren were in bed," said Bertha, looking at the clock. "It's half-past seven."

"We go to bed at seven," said Jane.

Bertha tried to awaken Betty, but the child raised her lids, heavy with sleep, only to close

Continued on page 25



BEGINNING

A GREAT RUSHING

THE GIRL had gone down into the valley of Death. And she had come back — bringing a new life into the world. Now she lay quietly, scarcely breathing, her lips parted in a tired, contented smile. The village doctor was speaking in a very low voice to the midwife. "—A pity— that fall she had when she learned of Pierre's death. The little one here — he will never walk. The legs are paralyzed."

The closed eyes of the girl mother flashed open, big and dark and filled with tragic pain.

"Monsieur Doctor," she faltered weakly, "— I heard you say—or perhaps I but dreamed—my baby—he will be strong, and healthy?"

The doctor turned his honest, embarrassed face away.

"Oh, to be sure," he mumbled, "he will be strong enough. Listen to the young rascal trying out his lungs."

The girl half rose from the bed. "But you said —you said—"

The midwife pushed her gently back against the pillows. "There, there, little one, do not excite yourself. Monsieur Doctor — what does the old fool know about babies? Puh! I was helping to bring babies into the world when he was spilling soup on his schoolboy blouse."

But the girl lay back with closed eyes, and great tears welled from beneath the blue-white lids and streaked the pallor of her cheeks. Her lips were trembling.

"Do not trouble to spare me, Mother Boucharde," she whispered. "I dreamed that this thing would be. I dreamed that my baby crawled on the floor, dragged his little helpless limbs, and cried out to me, stretching up his tiny hands. It is my punishment. I loved Pierre too much — more than God!"

The midwife patted her cheek, and smoother the soft black hair from around her face. "Not so, my little one. Your love for Pierre was beautiful — and his for you. Never let yourself think that the good God would punish one of his children for a holy love like that," she said.

"This misfortune which has come upon you—" the honest doctor, used as he was to scenes of sorrow and bitterness, hesitated, blew his nose and turned away, unable to finish the sentence.

The dark eyes opened wide once more. "Then it i s true?"

The doctor hesitated, then sighed. "Yes, my little one, I am afraid so."

Pierre Sans Sou they called him, that rollicking, improvident young fiddler who had won the heart of the maid, Jeanette. And now he was gone, thrust violently through Death's door, just when the great joy of parenthood was about to bless their union. Death, as well as Life, had made bitterly truthful the laughing nickname by which the villagers had called Pierre. There was nothing left, not a sou.

Jeanette, with her eyes bigger and darker than ever, and a stillness of mind that was like the paralysis that chained her baby's limbs, went back to the village inn, back to the work from which Pierre had taken her. Madame Luconne had grudgingly given permission for the baby to be kept with Jeanette.

"After all," she said, shrugging her shoulders, "he will not be much in the way, since he has not the use of his limbs." The girl's face grew rigid, and her eyelids fluttered like tortured birds.

"No," she answered, almost in a whisper, "he will not be in the way."

Day by day, month by month, the girl mother lived with her heart upon the rack—day by day to see the child, dragging his shrunken little limbs, trying to reach the butterflies that danced in the sunshine, month by month to watch his baby body grow into rosy loveliness—and helplessness.

Every evening at vespers, every morning at matins, did she pray, unceasingly, yet with an inner sense of futility, for the sin of too much loving to be forgiven her; for the punishment of too much love to be lifted from the innocent life of her child.

In the confessional she poured out her sin — that she had loved too much. But the priest said, very gently, "That was no sin, my daughter. It was a great virtue."

"Then," she did not realize the passionate resentment in her voice, "why is my child punished for a sin which he did not commit—no, which you tell me even I did not commit?" The cure sighed, and twisted his fingers a little. It was hard to always tell her that it was God's will, and yet his cloth, his religion, demanded it.

"My daughter," he hesitated, "dark and strange are the ways of the good God. Perhaps it is a test of your devotion and faith, my child. Perhaps He is waiting to work a miracle—"

The girl's eyes widened. "Pere Touraine," she gasped, "do you really, then, believe in miracles?"

"Oh, certainly," he answered readily, this time surer of his ground. "This history of Holy Church is filled with them."

"Ah—history," she sighed dejectedly, "history is so far off—it is gone."

The summer passed, and the autumn. The leaves were blown from the shivering trees, the air was filled with the cold tang of approaching winter. The first snow came, and the children played in it joyously, shouting inarticulately and rolling it into balls. Jeanette watched from the windows of the inn, watched with heavy, dark

Happiness is found again where it was found nearly two thousand years ago—in a new-born Babe.

OF WINGS

A FAMOUS CHRISTMAS SHORT STORY IN TWO INSTALMENTS

By EMMA-LINDSAY SQUIER

eyes, that were always widely stretched as if with unshed tears.

"My child," she whispered to herself, "will never play like that—never, never." Then one snowy day in December, at the time when the children were beginning to talk excitedly of what Saint Nicholas would leave in their wooden shoes, a stranger came to the inn — a curious, silent man, with deep-set, fanatical eyes, and an agitated way of moving his hands when he spoke. He wore the smock and sheep-skin coat of a peasant. Jeanette served him, as she served all patrons of the inn, silently, apathetically, with eyes that never wavered from their steadfast look of misery. But when her baby cried, wrapped in swathings of blankets, the man looked up and saw her face, and put out his hand to detain her as she turned away.

"The little one, Madame, he is yours?"

"Yes, M'sieu," she said without moving.

"Is there anything—forgive me if I intrude myself too much—is there anything wrong with the child? I saw your face just now, when he cried, and I thought—"

She bent her head slightly.

"He was born a cripple, M'sieu. His little limbs are paralyzed."

The man's eyes blazed up suddenly like a torch flame in a dark vault. He caught her wrist, half drew her down to him.

"Listen, little one! Attend me! You will be thankful for having listened to my words. Listen, and believe me. There is a little town near Pierrefitte where miracles are performed in the church, every Eve of Noel, just by touching the crib of the little Jesus that is outside the altar railing." The doors of her heart seemed suddenly to open, to receive a great flood of light and warmth.

"M'sieu," she gasped, clutching at his arm, "you do not mock me? Miracles are really performed in that way?" The man's eyes gleamed in their deep-set sockets.

"My child, you see before you one who was cured, whose limbs dragged and were useless, even as are the limbs of your little one. And I was healed by touching the manger of the little Jesus, as many others have been healed, and as all will be healed who have the faith to take advantage of the precious moments of divine manifestation."

Careless of the frowning glances of Madame Luconne, Jeanette sank down before the stranger, fumbling with her apron. A momentary weakness had sapped her of strength. She could only stare at the man and whisper, with dry, tense lips, "Tell me more, M'sieu, tell me everything about it. I will not lack the faith, if only I know what must be done."

The man bent above her, and lowered his voice. His strange, restless hands moved continually.

"Do you know the village of Viendoncourt?"

"No, M'sieu, but I can find it."

"Almost eighty kilometers from here it lies. The nearest railroad is Pierrefitte. The village of Viendoncourt lies three miles along the road from there, or a mile or two across the fields."

"Yes, yes, M'sieu, I can find it. But what of the church, the manger, what of the miracles on the Eve of Noel?"

"Come closer, little one, this message is holy. There is a tradition that angels, bearing the little Jesus to his mother for birth, passed close above the spot. And it must be true, it *is* true! For every Noel's Eve, just as the chalice is being raised in the midnight mass, **there comes a great rushing of wings,** and a multitude of unseen singers crying, 'Kyrie Eleison, Kyrie Eleison!' *That* is the moment, little one. The air is filled with the rustling of angels' wings, the sweeping of their garments, the ecstasy of their presence. At that moment, he who would be healed has but to touch the crib by the altar rail, and he shall be made whole."

"But—but—," she stammered, "my baby cannot pray."

"No, but you, his mother, can. And your voice in petition will reach the angels as they pass over. Behold me, little one! I was cured thus. Look at my limbs. They are strong and sturdy. They were lame, useless, like the baby's there."

He arose abruptly, stared out at the snowy twilight, and fumbled for his cap.

"Yes, like the baby's there," he mumbled, flung down a coin on the table, and passed out into the snow and the darkness.

Jeanette sat staring after him as in a dream. Vaguely she heard her baby crying, and the sharp voice of Madame Luconne.

"Get up, you lazy bones! The brat is crying and there are dirty dishes upon the table. Do I pay you for idle chatter with strange men? Get up, you good-for-nothing!"

Still as one in a trance, Jeanette pulled herself up to her feet. Then she turned her pale, transfigured face upon her mistress. "Madame," she said jerkily, "that man, just now, he told me a wonderful thing. There are miracles still. There is a little church where I must go, on Noel's Eve, carrying my baby to be healed—" Madame Luconne laughed shortly.

"Miracles, my girl, are for priests and saints. You are neither. Clear off the dishes, and stop that baby's crying." But Jeanette stood her ground, her eyes burning with a fixed, intense light.

"Madame, he spoke the truth. I feel it here in my heart. And I must reach that place by Noel's Eve." She started suddenly. "Why, that is only five days away. May I have my wages, Madame Luconne, so that I may leave by to-morrow's train?"

"Your wages," said the other woman deliberately, "are not due for this month until after Noel. If I give them to you now you will be off on this wild-goose chase, and I will be out a servant — for the holidays, too. No, Jeanette, don't be a fool. Your baby is what God intended him to be, a hopeless cripple."

A great cry surged up from the heart and lips

of the girl. A hot flush burned in her blanched cheeks. She seemed suddenly to increase in stature and dignity.

"No," she cried, "no! It has been, as Pere Touraine said, a test of patience, of waiting, and of faith. The stranger was a messenger of the good God, to tell me that a miracle was about to make my little one whole. I will go, I w i l l go, do you hear? If not by train, then I will walk. I shall carry my baby in my arms, and no harm will come to us! The god God and His angels will protect us!" She caught up her baby from the hearth, wrapped him closely with the blankets on which he had been lying. Then, snatching her thin, ragged shawl from behind the door, flung it about her head and shoulders.

"Stop, you little idiot," cried Madame Luconne sharply. But the door of the inn opened, and slammed shut, blowing in a flurry of snow; shutting out the girl Jeanette with her burden of helplessness—and faith.

All the long night the girl walked along the snowy road that led north towards Viendoncourt. She had to rest many times, for her arms were stiff with the unaccustomed weight, and her feet became numb with the cold. But the snow had ceased to fall. The moon came out from behind white, billowy clouds, and all the world a-shimmer with silver light. There was no wind, and the cold had lessened. So the girl, who had stopped under the protecting shadow of a wayside shrine, nursed her baby and smiled with the warm, contented joy as the little lips nuzzled against her breast. Then she went on, the only living thing upon the road of silver and moonlight, and the baby slept, with its downy head snuggled into the warm wrapping of the blanket.

When the first grayness of dawn was upon the sleeping world, the girl realized suddenly that she was very tired. She had no way of knowing how many kilometers she had come, for her knowledge of the world was bounded by the village of Beaucoeur, where she had lived all her life. When she saw a farm house with smoke creeping up into the grayness of the sky, she knocked at the door, and astonished the peasant and his wife, who were just ready to commence the early morning chores.

"Might I ask for a little milk?" she faltered. "I have come a long way—".

The heat of the room swept toward her in an overwhelming wave, making her very drowsy. She swayed as she stood in the doorway, and the two peasants staring at her became unreal and wrapped in a hazy mist.

"A very—long—way—," she repeated, and sank down gently, with her eyes drooping shut. When she awoke, it was with a delicious feeling of warmth and lassitude. There were little homely noises about her, the cluck of chickens, the soft snapping of a fire, the distant crowing of a rooster, the scraping of a chair on the floor. Then, as realization came back to her, she sat up sharply, pushing back the quilt that had been laid over her. There was an ache in her arms that made her wince with pain when she moved them. The peasant woman was regarding her kindly and with frank curiosity.

"Well," she said heartily, "you have slept long and soundly. Tired indeed you were, little one."

"My baby—," said the girl faintly, still dazed with sleep.

"Oh, the little chick is safe enough, lying over there in the sunshine trying to play with his toes. His legs—forgive me—are they not—"

The girl burst into sudden tears.

"Oh, yes, Madame—they are paralyzed. And I could sleep! I could forget the needs of my little one! Tell me, I beg of you, how far have I come from Beaucoeur?"

"Beaucoeur? Oh, perhaps seven or eight kilometers. You walked all the way last night?"

The peasant woman's tone became a little suspicious. "Yes, yes—but oh, that is not far enough. I have so far to go, so very far—and I could sleep!" She went to her baby, whose mouth was puckered into intent concentration. He was trying his best to reach his toes, to bring up the little shrunken limbs so that he could try to taste of the limb white foot. An empty nursing bottle lay beside him.

"Oh, Madame," the girl said with tears still in her eyes, "I thank you for your goodness. I am trying to reach Viendoncourt by Noel's Eve, where a miracle will make my baby well. I thought my faith and courage would be stronger than to let myself sleep as I did."

The peasant woman shook her head dubiously. "Miracles?" she repeated. "I am afraid — Well, well, at any rate, refresh yourself with milk and bread. If you must go so far, you must not neglect the needs of your body."

Jeanette ate and drank ravenously, hastily. The sun, well past the high point of noon, was a constant reproach to her. The peasant woman busied herself with sewing the blankets into a kind of pouch, so that the baby could be carried upon the girl's back. Then she brought out a quantity of unspun wool and put it in the bag.

"This will make the journey more comfortable for you,—and for him," she said practically.

Then she wrapped a piece of black bread in a paper and gave it to the girl.

"May the good God bless you for your kindness!" said Jeanette, gratefully. "As soon as I can spare the prayers from my baby's needs, I will remember you every night."

"Good luck to you — and the miracle!" responded the peasant woman, watching her from the doorway.

(To be concluded in next issue)

His Happiest Moments.

"I will relate them in the order of their sequence, not their relative importance," said Mr. McCormack, world famous singer. "One was when I received a check for $250 from the best friend I've ever had, the late Dr. Clancy, Bishop of Elphin. This happened while I was a student in Italy, and it made it possible for me to complete my studies there.

"The next was when Lily Foley consented to take the name of Mrs. John McCormack.

"The third was when I sat at the feet of His Holiness the Pope and received his blessing, and the latest was when I knelt at the private chapel of His Eminence, Cardinal Farley, last May morning and saw my boy receive his first communion from the hands of that saintly and distinguished Prince of the Church."

The Awakening

(Continued from page 21)

them immediately. Bertha gingerly picked her up.

Betty grunted like a well-fed, sleepy puppy and snuggled closer. "Mamma," she murmured.

"She's always talking about our mamma," said Jane. "Our mamma's dead and so is our papa."

How cruel life could be, reflected Bertha. She resented the fact that Sallie had brought her in contact with these orphan children and the homeless old people. Couldn't Sallie realize that she had enough sorrow in her life without bringing more into it? She decided to speak plainly to her cousin.

Jane had removed her clothes quickly and was in bed with her doll reposing on her arm by the time Bertha's fumbling fingers had undressed the inert Betty. Finding it impossible to get the child's arms into the sleeves of her nightdress, Bertha shook her until she awakened.

The first thing Betty saw was her sister in bed with her doll. "Me want my doll," she yawned.

"Put your arms in here and I'll get it for you," said Bertha.

After she had the child in bed, Bertha went downstairs to get the doll.

Betty held up her arms. Bertha placed the doll on the child's breast, but Betty continued to hold up her plump little arms.

"She wants you to kiss her good night," spoke up the ever-watchful Jane.

Bertha stooped and quickly brushed the child's forehead with her cold lips; then turning out the light, she left the room, enveloped in an incomprehensible emotion.

When she got downstairs she recalled the Christmas tree in the front parlor, which she had prepared for her sister's children. She went in and turned on the lights. The huge tree was radiantly dressed in tinsel, bright ornaments and gayly colored electric globes.

"I suppose I ought to have it for them in the morning," she muttered. "Since Sallie dumped them here, I've got to do the right thing."

It was eleven o'clock before Bertha had the presents on the tree arranged to suit her. She had relabeled her nieces' toys for Betty and Jane, and had found a muffler, socks and handkerchiefs for the old man; out of her own possessions she took stockings, handkerchiefs and a sweater for the old lady.

Bertha fell asleep, vaguely resenting the thought that her worries of the morning didn't seem so vitally important after all.

Next morning the Christmas tree and its gifts did much to melt away the barrier of constraint between the hostess and her guests. The children launched into the full youthful enjoyment of playing with their toys; little squeals of delight and childish laughter echoed throughout the house. Mr. and Mrs. Blaine relived the past in the way peculiar to old people. They informed Bertha that they had never had any children, that they had owned a comfortable farm, but had lost it by unfortunate oil investments.

After all the presents had been given out, Bettey edged close to Bertha. "Me tiss oo new," she lisped.

Bertha felt the blood mount to her face and she wasn't sure just what emotion caused it. She stooped and turned her cheek to the child.

"Me div oo rosebud tiss," gurgled Beety. Put-

(Continued on page 29)

Its a QUEER WORLD

. . . When you're complaining about a heat-wave this summer, just think of the southwest coast of Persia where, for 40 consecutive days last July and August, the thermometer didn't get below 100, day or night . . .

* * *

Contrary to popular belief, hanging kills a criminal quicker than the electric chair. For of the two modes of inflicting capital punishment, the noose is virtually instantaneous because the spinal cord is severed. On the other hand. electrocution causes paralysis of the heart and nerves, but is a split second slower than hanging in causing death.

* * *

The all-time best-selling book in the United States (excepting the Bible, of course) will shortly be made into a movie. It's "In His Steps," a semi-religious volume written 37 years ago by Charles M. Shelden, of which more than 8,000,000 copies have been sold.

* * *

Whew and br-r-r: Electric fans and ice water would do you little good on the planet Mercury (nearest the sun), which has an average temperature of 750 degrees. And you need a racoon coat for underwear on the planet Pluto (farthest from Old Sol). where the normal temperature is around 400 degrees below zero . . .

* * *

Franklin Delano Roosevelt has the longest name of any president of the U.S. . . . The first industrial enterprise in the U.S. was the manufacture of glass. A group of Dutch and Poles built a glass furnace in 1607 near Jamestown. Va., to make beads and bottles. . . . It takes an average of five maple trees to yield a gallon of maple syrup.

* * *

The automobilingest city in the world is Washington. D.C., with one car to every 2.6 persons. Even in Detroit where they make 'em, the ratio is only one car to every four inhabitants... The world's largest city, in point of area, is Los Angeles. Berlin, Chicago and London next, in that order.

* * *

In the single century from 1170 to 1270, the French built 80 cathedrals and nearly 500 churches of the cathedral class, which would cost more than $2,000,000,000 to replace today . . .

* * *

Old Sol, the spendthrift: The sun radiates away 10,000,000,000,000 tons of its mass every day. But don't get worried—the sun's so big it would take 150,000,000,000 years for it to lose just one per cent. of its mass.

* * *

. . . Don't be a practical joker: A severe jar to a person's physique can cost him his eyesight. Not a few persons have been permanently blinded by being slapped heavily on the back by well meaning friends.

* * *

. . . The weaker sex: Women, on the average, live three years longer than men.

* * *

The Great Wall of China, twisting and turning for 2,000 miles, is probably the only man-made thing on earth that would be visible to the naked eye from the moon . . .

CHAMPION of Forgotten Men

By REV. A. SIMON, O.M.I.

SYNOPSIS

After a boyhood spent as an exile in Italy, young Eugene de Mazenod, at 21, returned to his native France. Son of Charles Antoine de Mazenod, exiled aristocrat, the youth's charm and accomplishments made him an idol of the gay society of Aix in the early 1800's. Although his evenings were passed in the salons of the rich, his days were devoted to the poor—visiting the sick in hovels and hospitals, comforting wretches in prison and on the way to the gallows, and teaching the rudiments of education to chimney sweeps and French street gamins. Offered an eminent government appointment in Paris, young de Mazenod refused the honor and, instead, entered St. Sulpice to study for the priesthood to which he was ordained at Amiens on December 21, 1811.

CHAPTER THREE

AFTER his ordination to the priesthood, his birth, friendship and merits opened to Eugene de Mazenod the path of early preferment. But it was not for the honors of the Sanctuary that he had quitted those of the world. During the years of his seminary life, Eugene had constantly before his mind the motive which had induced him to enter the ecclesiastical state—that of spending himself in labors for the souls of the poor and the spiritually destitute.

The young priest found a fertile field at Aix. So many of the workers, artisans, servants, the common people, the beggars—the poor generally—did not go to church at all. Those who now and then entered a church benefitted but little by the preaching they heard there. For most of these people spoke Provencal, and of French understood only a few words. The preachers, not infrequently, made no attempt to come down to the common people's level either in language or theme. An incident which had taken place a few years prior to his ordination had specially influenced de Mazenod in his resolve to preach to the poor.

A certain priest with a great reputation as an orator had come to Aix to preach the Lenten sermons. He chose subjects such as the "Deluge," the "Creation of the World," that gave him opportunity to display his knowledge as well as to flatter his listeners without disturbing their consciences. In style, too, he was affected and bombastic, for he imitated Buffon, Bernardin de Saint-Pierre, Delille, and other romantic writers in vogue at that time. He was much admired, highly praised. But that was all. The rich said: "That's the preacher for us!"

Some days after this sterile Lent, Eugene de Mazenod, still a layman, found himself in the stage-coach with the preacher, on the way to Toulon. De Mazenod had noticed the peasants along the route and the villagers who gathered about the coach.

"Those poor people!" said de Mazenod to the priest. "In what dire need are they to hear the word of God. How much good you could do them, you who are so highly gifted. Why don't you preach to them?"

"I preach to them!" replied the orator with haughty disdain. "What do you take me for? Shall I dedicate my learning to them? Some ignorant country pastor is good enough for them."

Hurt to the quick de Mazenod vowed in his heart, **"I shall become the apostle of the poor!"**

So, then, one day in 1813 a public notice was found in all the churches of Aix. It announced that each Sunday during Lent, at 6 o'clock in the morning, the Abbe de Mazenod would in the Church of the Madeleine, preach popular sermons—in Provencal, not French—for workers, servants, the unlettered, the poor and even the beggars.

The gossip that announcement evoked in the salons of the aristocrats! "He is disgracing himself and us," they said. "He is losing caste and debasing himself. Moreover no one will come to listen to him, neither the rich nor the poor. The idea of a gentleman preaching to old women and men in rags, and that in their vulgar tongue. It will be a complete failure anyway and we feel sorry for him and for his family." . . . . Even some of the clergy believed the venture rash and inopportune.

Came the first Sunday of Lent. De Maenod ascended the pulpit and found the vast nave of the church filled with listeners anxious to hear him, at least once. Was it curiosity that drew them, or his reputation for knowledge, his eloquence, his holiness? They were there to hear him: the poor who seldom crossed the threshold of the church; the rich, too, who rarely came at 6 in the morning. Both rich and poor were surprised to be found at church together, especially at that hour.

In a voice that was clear and resonant and sympathetic; not suave, nor vehement, the young priest revealed to the poor and the humble their greatness and dignity in the eyes of God.

"Workers, servants, peasants, ye tillers of the soil, all you who toil and slave the livelong day, what are you in the eyes of the world?

"In the eyes of the world you are a class of men fated to pass your lives in wearying toil, despised, sometimes treated with injustice.

"And you, who are obliged to hold out your hands and beg the pittance to maintain a wretched existence—what are you in the eyes of the world? The outcasts of society.

"But, come here, and learn what you are in the eyes of the Creator of men.

"Ye poor of Jesus Christ, ye afflicted, wretched, suffering, infirm, covered with ulcers, overwhelmed by misery, — my brothers, my dear brothers, my respected brothers, listen to me:

"You are the children of God, **the brothers of Jesus Christ,** co-heirs with Him of an everlasting kingdom, the cherished portion of His heritage. Heaven is yours — I say it is yours. Jesus Himself has said it!"

Thereafter the church could not hold all that came to listen. The poor especially were enthralled and said, "That's the preacher for us!"

The year made memorable by the Lenten sermons was also signalized by the founding at

Aix of the Association of Catholic Youth. The members were men preparing for the professions and Abbe de Mazenod trained them for Catholic Action by prayer and study, by Mass, Confession and Holy Communion. That was in 1813.

Those were the years of terrible wars. Large numbers of Austrian prisoners of war arrived at Aix. He asked to be permitted to work among them, and marvelous were the fruits of his apostolate. Hardened hearts were softened to repentance and many a poor man died craving for mercy who otherwise had died in despair.

Shortly after the arrival of the Austrian prisoners, a terrible epidemic of typhoid broke out among them and the Abbe de Mazenod was stricken with so many others. He lay between life and death while the poor of Aix flocked to the churches to implore God to spare their champion. That prayer was heard in heaven and Abbe de Mazenod recovered. God had work for him to do. Without delay the Abbe set about to do it.

At Aix, Marseille, in Provence generally, and throughout France at large, there was the same cry. "Give us good priests, give us missionaries." In many parishes half the population did not go to church. Men and women of twenty years of age had not made their first Holy Communion.

It was the conviction of the bishops, priests and Pope that one thing would be more effective than all else to bring souls back to God: "The preaching of missions." And so Father de Mazenod looked about him for companions to do that work.

At first he had no intention of founding a new order. As time went on, however, he saw the advantages of a society bound to vows, living a life in common. Prayer, fasting, penance, added to reflection and seeking of advice ripened into a resolution to begin in the name of God.

January 25, is the feast of the Conversion of St. Paul, model of all missionaries, and this day was chosen on which to begin community life. And so, in 1816, Eugene de Mazenod and Father Tempier, his first companion, left their respective homes and took possession of what had once been a monastery of Carmelite nuns. During the Revolution the sisters had been forced to leave their monastery. Father de Mazenod had sufficiently restored the building to permit offering the Holy Sacrifice of the Mass in the choir which had once been sanctified by the chant and the worship of those virgins of Carmel.

Even before the vow was taken, monastic poverty was rigorously practiced by Fathers de Mazenod and Tempier in their monastery at Aix. The furniture was limited to the strictly necessary. A board placed over two barrels served as a table. There was only one lamp in the monastery and at night it was placed in the door between the two cells, serving both priests at the same time. The chimney smoked as only defected chimneys can. What the diet was, can be well imagined.

Madame de Mazenod was heart-broken. Close by was the ancestral mansion. It was wealthy. There were servants to cook the food—would not Eugene and Father Tempier come to the home at least for their meals? They would not. To a mother's entreaties the son replied: "My abode is small, uncomfortable and poor. So much the better. It can never sufficiently resemble the stable of Bethlehem to please me!"

How many Oblates, in torrid climes and in regions of eternal snows, have since repeated that word of their founder!

(To be continued)



The Madonna

The years may enter not her shrine;
Forever fair and young she stands,
And with her gracious, girlish hands
Folds tenderly the child divine.

Her lips are warm with mother love
And blessedness, and from her eyes
Looks the mute, questioning surprise
Of one who hears a voice above.

Life's voices — from the throng apart,
Listens to God's low-whispered word
(Strange message by no other heard),
And keeps His secret in her heart.

Sweet maiden mother, years have fled
Since the great painter dropped his brush,
Left earth's loud praise for heaven's kind hush,
While men bewailed Him, early dead.

I MEET SPENCER TRACY

By FATHER EDWARD J. FLANAGAN

Condensed from Liberty.

I HAVE JUST returned from Hollywood, where I enjoyed a unique experience—that of meeting myself. It is a strange feeling to meet face to face and for the first time, the man who is to play the part of one's self, and to match philosophies of life with this other person.

For a great many years I have been building up in my own mind a mental image of myself. When I comb my hair each day, looking into the mirror, I am adding to that self-impression. So, when I was introduced to the man who is "me" in a moving picture, you can imagine my feelings.

It was as if I had looked into my mirror and seen, not myself — not the Father Flanagan I had known these many years — but a total stranger, dressed as an aviator with grease paint streaking down his jacket. For my alter ego, my screen personality, is Spencer Tracy, who was then engaged in making the last "shots" for "Test Pilot". After Test Pilot he was me — Father Flanagan — in the Metro-Goldwyn-Mayer production of "Boys Town", a movie based upon our incorporated township, composed of 200 homeless boys who govern themselves. Yet, until within a month of the time the first camera would start clicking, we had never met.

"Father," Spencer was saying, as he grinned sheepishly at the personal superstition he was about to reveal, "I'm almost afraid of this part in 'Boys Town.' They tell me I made a pretty good priest in 'San Francisco'. Well, out here we have a saying that 'the second time's the charm.' I wonder if I will do as well again as a priest in 'Boys Town'.

"All actors do everything possible to live their part — to be the very image of the person they are portraying. But few actors, Father, have the opportunity of being confronted by that person. That makes the going even rougher; for as I play this part I will be thinking not only of you but of what you will think of me."

As he talked I could feel his eyes upon me, studying my every little mannerism: the way I sat in the chair, the way I talked, the way I pushed the hair back from my forehead. I knew that he was studying me—the man he was going to become — as searchingly as I studied him. I almost knew what was running through his mind. Now he was saying something important:

"I want to do something for the other fellow, the less fortunate man. I don't mean by just writing checks for charity. Any one can do that if he has the money.

"I want to use the natural talent that God gave me in a role that will bring home to the public the story of neglected homeless boys. The drama is there — plenty of it. One doesn't need any plot genius to manufacture it. I've seen hungry little fellows with pinched faces, in bread lines; I've seen them clustered on the tops of freight cars pouring into California.

"That's why I really want to do a good job in 'Boys Town'. In such a picture I can show them how worth-while men can be built from such raw material.

"If I am instrumental, through this picture, in giving a new opportunity, a new hope, a new life to one single child who otherwise would not have such a chance, then I've done something. And the 'Boys Town' movie will give me such an opportunity. I only hope that I can do justice to the part."

To hear such a philosophy of living come from the lips of my other self was like looking into my mirror and finding not my own but a stranger's face staring out at me. Yet, when the stranger talked, it was my voice and he was expressing my very own philosophy of life.

Of all the players in Hollywood who might have been chosen for the part, the man who was selected was a man who hoped to accomplish in the picture 'Boys Town' the same thing that I was working to accomplish in the real Boys Town — the giving of new opportunity to the hundreds of homeless children scattered throughout America.

"You might be suffering some doubt, Spencer," I reassured him, "about your ability to portray Father Flanagan. But you can rest assured that Father Flanagan has no such doubts. Any man who believes as you do, who feels the urge to do things to ease the path of the less fortunate man, cannot only do a good portrayal of Father Flanagan — he can do a good portrayal of men far greater than Father Flanagan."

This philosophy of doing for others, incidentally, is not peculiar to Spencer. All Hollywood seems to participate in a growing social consciousness which is abroad in the land. In such pictures as "Winterset" and "Dead End" the motion picture industry has demonstrated its power along these lines. "Boys Town" will, I believe, be its first attempt at a social-service theme developed upon actual fact and living figures. And Hollywood is enthused about it.

It was almost a year ago that John Considine, Jr., Metro producer, happened upon a small item in a Los Angeles newspaper which intrigued him. It was the story of our "city" election at Boys Town, Nebraska, where some 200 citizens of a legally incorporated township went to the polls and elected a boy mayor and six boy commissioners. Here was color. Here was romance.

So, a short time later, O. O. Dull and Eleanor Griffith, who jointly did the preliminary research for the picture, sat in my office at Boys Town.

"I guess you will be glad to know, Father," Mr. Dull said, after introducing himself as John Considine's representative, "that this picture is going to be made."

"That," I answered, "depends entirely upon the type of picture you are planning to make. If you are planning to weave a sentimental plot around the name of Boys Town, and make an Oliver Twist orphanage picture, I'd rather that it never be made.

"You know," I went on, "there have been some movies about orphanages that I haven't liked. For the most part, I don't believe such pictures have been justified. Of course in a few instances there have been abuses. But in most cases the abuses have been due more to a failure to understand children and their problems than to an actual desire to abuse them with cruel treatment.

I Meet Spencer Tracy (Cont.)

"Boys Town, however, is supported by voluntary contributions of people who feel that my way of handling boys is a good way. And my way is to recognize that each boy is a definite individual, a separate social entity with ideas and natural gifts peculiar to himself. My way is to let the boy handle himself. Boys Town is n o t an institution. It is a township where fine little men live and work, study and play, govern themselves and form — largely by and for themselves — the strength of character essential to a good life.

"If you can capture such a Boys Town on the screen I sincerely believe you will have a great moving picture and I shall be happy."

And this is exactly the sort of picture Metro-Goldwyn-Mayer has written around "Boys Town". From faded clippings in our files the staff gleaned almost forgotten incidents. They gathered facts from case histories and correspondence. They lived with the boys until they knew each one's desires and ambitions. They captured the "feel" of the township, its spirit, ends, and aims. In "Boys Town" you will find stories as dramatic and moving as those Edward Doherty passed on to "Liberty" readers last fall when he wrote "The Boy Who Shot His Father," an article which focused nation-wide attention on Boys Town. These stories are from my own limited experience. There are so many others. What a magnificent picture could be woven around Jane Addams and her Hull House! Around Dr. Bernardo and his orphaned lads who have done so much to make Australia a land where men might work and live. Around Don Bosco in Italy . . .

There is, I'll venture to say, more appeal — if a quieter appeal — attached to the building of Hull House than there is in the mad scramble of Napoleon to found an Empire. And I speak from my own small experience when I say that Hull House is a more lasting monument to true heroism than is the tomb of Napoleon.

Mickey — who, incidentally, reminded me strongly of one of our young city commissioners at Boys Town — gave me my most lasting impression of Hollywood. Immediately after we were introduced, Mickey — before I could get my own autograph book from my pocket — had his ready: "Father, can I have your autograph?"

———o———

The Awakening

ting a little hand on each of Bertha's sallow cheeks and screwing up her tiny mouth until it resembled a red rosebud, the baby kissed Bertha twice on the lips.

Bertha left the room with the memory of the baby's soft lips lingering in her consciousness.

The Christmas dinner, served at two o'clock, was a huge success. The air of constraint which had been present at the table the night before had entirely disappeared.

At four o'clock Bertha stood with her guests on the front veranda waiting for John to bring around her car.

"I'll drive them back myself, John," she said, impusively, as he appeared with her handsome limousine.

She delivered the children at the orphanage first. Betty insisted on giving her two rosebud kisses, and at the instruction of the matron, Jane also kissed her hostess and thanked her with childish shyness.

Bertha felt a soft touch on her arms as she drove away from the orphanage. She turned to see the old man bending near her.

"You're awful good, ma'am, to treat us poor people as you have," he piped in his peculiar voice.

Bertha blushed. She concentrated on her driving and made no answer.

"When ma and I was young," he went on, "we weren't as charitable as we might've been. I remember once an old man came to the door in the night and wanted to come in to get warm, and I told him to get away from my door."

"You told him more than that," half-whispered the old lady.

"A neighbor found him, later, pretty near frozen at our front gate," the old man continued.

"I've often said since that He might've been Jesus," murmured the old lady, "'cause He said He'd come like a thief in the night."

It was five-thirty when Bertha arrived home after returning her guests to the respective institutions. Her thoughts were in humming confusion after her day and night of entertaining the strange people. She went directly to her room, and after removing her hat and coat, threw herself across the bed. A dull pain began to gather around her heart. After all, she decided, Sallie's efforts hadn't succeeded in destroying that awful feeling of loneliness and frightful remoteness which had been hers since the loss of her husband and baby. She began to weep.

After awhile she fell asleep and began to dream fitfully. The words, "He might have been Jesus"; "Faith, Hope and Charity," permeated her dreams all through the night.

Next morning Bertha telephoned to Sallie at ten o'clock, asking her to come over.

"More troubles?" asked Sallie.

"I'll tell you when you get here."

"All right."

Vastly different, indeed, from the Bertha of two days previous was the Bertha who opened the door to Sallie. Her blond hair was arranged high upon her head; she wore a blue dress which effectively brought out the blue of her eyes, and her face seemed to be illuminated from within.

Sallie became aware of the metamorphosis at once. "Well, what—" she began.

"I'm taking Betty and Jane," Bertha interrupted, exuberantly.

"Both of them?"

"Yes. I 'phoned this morning, and the matron told me that their mother had requested before she died that they be adopted together. Do you know," her voice was half-ashamed, but her eyes were soft and luminous, "I really think that little Betty loves me."

"And love is the greatest treasure in human wisdom," Sallie quoted, softly, her eyes misty.

"I came to the conclusion that it was too great to let it disappear out of one's life entirely," Bertha responded, happily. "And I'm going to have the Blaine's for dinner on Sunday."

BUNK OF THE MONTH

Boners by Famous Men.
(Selected)

"Germany does not want colonies or oil wells, they want war in order to avenge what they consider the crime of the world committed when it fell on them in 1914."—Emil Ludwig, famous Jewish biographer and commentator.

*

"If a painter cannot see that the sky is blue and the grass is green, it should be the task of the Minister of the Interior to prevent him from having children."—Hitler in his opening speech on German Art.



Why Am I Tempted? By F. J. Remler, C.M. St. Anthony Guild Press. Price $1.25.

An interesting and instructive study of a troublesome matter that is too often not clearly understood. The author explains the nature and causes of temptation, and its elements. He draws a clear distinction between wilful und unwilful temptations, explaining the important matter of the occasions of sin. He concludes with a few striking examples, illustrating the conclusions he drew before. A book well worth reading.

* * *

Maps of the Lands of Christ. By Seraphin, Eugene, O.F.M. St. Anthony's Guild, Paterson, N.J. Price $1.50.

The first part of the book is a collection of 23 maps of the Holy Land. The second part is a detailed summary of the miracles, parables, similitudes, characters and allegories of the Bible with the place, Gospel passage, object lesson and reference for each. Although intended to accompany Father O'Brien's "Life of Christ", the book is essential for the student of the Bible.

* * *

The Eucharist and Life. By Martin Jenneskens. From the Dutch by Greg. G. Rybrook, O. Pr. 157 pages. St. Anthony's Guild Press, Paterson, N.J.

The author begins with showing that Christ is the source of our Life of Grace. It follows that, since Christ dwells in the Eucharist, the Eucharist itself is the source of our supernatural life. The author makes it very clear that Holy Communion is not merely another devotion, but the life-blood of every Christian intent upon progress in virtue. Holy Mass is the centre and substance of worship of God. The Holy Eucharist is the same for the supernatural life of the soul. The reader of this book will realise that he must live in intimate union with Jesus in the Eucharist in order to benefit b ythe "virtue which goes out from Him".—B.A.R.

The Syrian Desert. By Christina Phelps Grant. The Macmillan Company of Canada. 410 pages, 16 plates and 4 maps. Price $6.00.

Three thousand years of travel across the Syrian Desert are unfolded in this comprehensive study of the varied modes of transportation utilised by man in crossing over the desert routes which provide him with the shortest link between the East and the West. After a brief description of the geographical features and of the inhabitants of this region, Dr. Grant presents a precise survey of the various travellers and explorers who have passed through this desert in the course of the centuries. This is the first book on its subject and for many years will probably be the standard reference and text book on the history of travel and exploration in the Great Syrian Desert.

No Door Between. By Daniel Lord, S.J.

Another of Fr. Lord's Christmas pamphlets. An unusual, but striking explanation of Christmas.



Merry Christmas

Good friends, wherever you may be,
And be it east or west,
Upon the plain, beside the sea,
Whatever place the place may be,
Some place you love the best,
Across the silence let us call
To each of you, and wish you all
A MERRY CHRISTMAS!



SONG OF LITTLE

A little girl, a little shed,
A little town, a cattle stall,
A little straw, a little bed,
A little Child — that is all
That can be said
About the Little Light, the Flame
That into the dark world came.

So if you're little, if you're small,
If nobody cares for you at all,
If, through the darkness in and out,
You, lonely laden, go about,
Your heart is ready, your heart is right
And little enough for the Little Light
Of Christmas night—
And little enough for the Little Flame
That into the sad world came.

Thomas Butler.

HOW FAR IS IT TO BETHLEHEM

(Mrs. C. K. C.)

How far is it to Bethlehem?
Not very far.
Shall we find the stable-room
Lit by a star?

Can we see the Little Child,
Is He within?
If we lift the wooden latch
May we go in?

May we stroke the creatures there,
Ox, ass, or sheep?
May we peep like them and see
Jesus asleep?

If we touch His tiny hand
Will He awake?
Will He know we've come so far
Just for His sake?

Great Kings have precious gifts
And we have naught;
Little smiles and little tears
Are all we brought.

For all weary children
Mary must weep.
Here, on His bed of straw,
Sleep, children, sleep.

God in His Mother's arms,
Babes in the byre,
Sleep, as they sleep who find
Their heart's desire.

HER NEW NAME

He may be sweet and full of vim
And tender till it cuts,
But if you think I'll marry him,
My friend, my chum, you're nuts!
Though this boy's folks are really class,
And he shows me a good tima,
I just won't marry Mr. Nass,
For my first name is Ima.

* * *

A Kansas farmer stopped at a bank to see if he could get a loan on his farm. "It might be arranged," said the banker. "I'll go out and appraise it." "You don't need to bother," said the farmer, noticing a huge cloud of dust rolling up the road, "here it comes now."

* * *

Solving a puzzle—how to live on $15 a week? Whisky and beer $8.80, wife's beer $1.75, meat, fish, groceries, on credit. Rent, pay next month. Coal borrow from your neighbor. Midweek whisky and beer $1.50, wife's life insurance $1.00, cigars and cigarettes 35c, movies 60c, hot tip on horse 75c, dog food 60c, poker game $1.40. Total $16.75. "This means you are going in debt, so cut out the wife's beer."

* * *

OUR AGENTS

The Management wishes to express sincere thanks to all its agents whose generous co-operation and help has made it possible to continue the publication of "Der Marienbote".

Mr. John Moldenhauer, Allan, Sask.
Mr. Jos. Herbach, Billimun, Sask.
Mr. Frank Schwab, Broadacres, Sask.
Mr. Andreas Sperling, Chamberlain, Sask.
Mr. Jakobowski, Grayson, Sask.
Mr. John Boscoe, Lemberg, Sask.
Mr. Fred Wolff, Liberty, Sask.
Mr. Wendelin Stang, Macklin, Sask.
Mrs. D. Koob, Meacham, Sask.
Mrs. J. Loef, Raymore, Sask.
Miss Veronica Stangl, Rockglen, Sask.
Mrs. Jos. Wagner, 419—18. St., Saskatoon, Sask.
Mr. John Frison, Tramping Lake, Sask.
Miss Annie Weinmeyer, Luseland, Sask.
Mr. T. Titus, Southey, Sask.
Mr. Ben Meier, Salvador, Sask.
Mr. A. Young, Denzil, Sask.
Mr. J. Feser (St. Peter's) Macklin, Sask.

Please pay your subscription fee to your agent or send it directly to us.



NATIVITY

The wind, like a hoary old crone
Bursting with talk,
Rushed about Bethlehem's streets
Into the chalk
Caverns that gaped in the hills,
Startling the cocks
That crowed to the brightest of dawns.
Dumbly the ox
Knelt by the maid in the hay
On the cold floor,
Heedless of Jesus as she
Of the wind's roar.
Shepherds and angels and stars
In the gold skies
Were lost to her too ravished heart,
To her tear-dimmed eyes.

While shepherds were dazzled with lights
In the skies afar,
Close to her singing heart
She held her star.

J. R. N. Maxwell, S.J.

———o———



GIVE

Give thy heart's best treasures,
From fair nature learn;
Give thy love — and ask not,
Wait not a return.
And the more thou spendest
From thy little store,
With a double bounty
God will give thee more.

———o———

THANKS TO GENEROUS BENEFACTORS

We wish to express our sincere thanks to four aged people who during the month of October sent in gifts for The Marienbote. Even though they could not read anymore, they wished to contribute their mite toward the Catholic Press. Could not all our readers at least pay their subscription?

"FORGET-ME-NOT"

Forget-me-not! What sweeter words
Could friend or loved one say!
Remember me, tho' other thoughts
May claim thee thro' the day.

Forget-me-not, when thou art bathed
In Heaven's golden light,
Remember me if I still live
And struggle in the fight.

Forget-me-not, at early morn
Before the altar fair,
Remember me at even tide
When Thou art bowed in prayer.

———o———

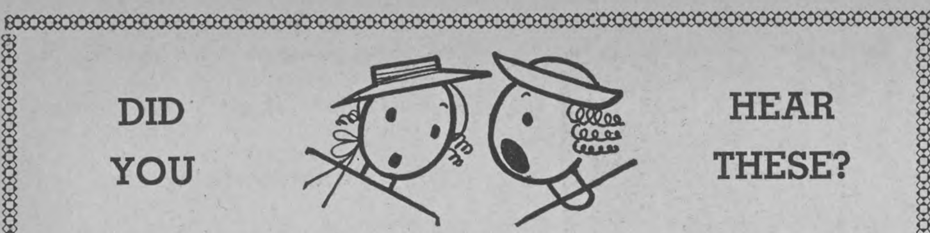
"How did the Smith wedding go off?" "Fine until the parson asked the bride if she'd obey her husband." "What happened then?" She replied: "Do you think I'm crazy?" and the groom who was in a sort of daze replied: "I do."

* * *

RADIO BROADCASTS

Sunday Catholic Programs
(Mountain Standard Time)

9.00 a.m. WHBY, High Mass and sermon from St. Joseph's Church De Pere, Wisconsin.
11.00 a.m. CBS. (small network) Sermon by outstanding Catholic preacher.
12.00. M. WLW, New Orleans, Ave Maria hour, also KFNF, Shenandoah.
1.00 p.m. WEW, St. Louis, Ave Maria hour.
2.300 p.m. WKBH, La Crosse, Ave Maria hour.
3.00 p.m. WCFL, Father Justin's Rosary hour.
3.00 p.m. CJCA, Edmonton, Catholic Truth Broadcast, 730 K.C.
3.30 p.m. CJRM, Regina Catholic hour.
4.00 p.m. WDAY, WMC, WSM, EYR, WSB, WOAI, WKY, WMAQ, WWJ, and others, Washington Catholic hour. KWBG, Hutchinson, Ave Maria hour.
6.20 p.m. KFJM, Grand Forks and WHBY, West De Bere, Ave Maria hour.
7.00 p.m. KFOC, Rochester, Ave Maria hour.
8.00 p.m. WSUI, Ave Maria hour.
10.15 p.m. KSL, His Excellency Bishop Duane G. Hunt.
2.00 to 3.00 p.m. Father Coughlin over WHAM, Rochester (1150 K.C.), WJJD, Chicago (113 K.C.), WHO, Des Moines (1000 K.C.) 52 consecutive Sundays.
4.30 to 5.00 p.m. Father Wood, CJRC, Winnipeg, 24 broadcasts.



She: Listen George, don't be so hard on mothers-in-law. There are some quite charming ones.

He: Don't get angry, darling. I have nothing against yours; it is my own who is such a nuisance.

* * *

A farmer's wife, treasurer of a ladies' aid society, went to the bank to deposit the organization funds. She handed the money to the cashier with the casual remark that it was "the aid money".

The cashier, a little hard of hearing, thought she said "egg money" and wanted to compliment her.

"Isn't it remarkable," he said, "how well the old hens are doing?"

* * *

Joan had been rather naughty, and when she was going to bed her mother said: "When you say your prayers be sure to ask God to make you a good girl tomorrow?" With an inquiring glance into her mother's face, she asked: "Why, what's on tomorrow?"

* * *

The young lady walked boldly up to a woman whom she took to be the matron of the hospital.

"May I see Lt. Barker, please?" she asked.

"May I ask who you are?"

"Certainly, I'm his sister."

"Well, well. I'm glad to meet you. I'm his mother."

The newly married fireman was explaining to the old smoke eater at the house, his experiences as a married man.

"My wife likes tea for breakfast, while I like coffee."

In quite a knowing way, the old fellow advised, "You'll soon get used to tea."

* * *

A wealthy American girl was attending a social at a country house in England.

"You American girls haven't such healthy complexions as we English women have," said an English duchess to the girl. "I always wonder why our noblemen take a fancy to your white faces."

"It isn't our white faces that attracts them," responded the American girl; "it's our greenbacks."

* * *

She was walking along a country lane to the nearby railway station, and being a bit late for the train she wanted to catch, asked a farmer whom she saw trimming his hedges, "If I walk across your field instead of keeping to the road will I get to the station quicker?"

"Ay, that you will, ma'am," the farmer replied, "especially if my old bull sees you."

* * *

"What's de trouble, Gertie?"

"Aw, de spaghetti's too stringy."

"Why doncher try it wid yer veil off?"

* * *

He: "Who spilled mustard on this toast?"

She: "Oh, John. How could you? This is lemon pie!"

The moon shone down brightly on the two lovers nestled together on the park bench.

He whispered sweet things into her ear.

"Darling," he cooed, "darling, I swear I have never loved like this before."

She startled.

"Oh, Jack," she exclaimed, "you know that isn't true. How about when you ran into a tree when you were out with Doris and a telegraph pole with Mary?"